

Inhalt

Schlaglichter aus dem Wohnheim 2013

Fabian Kliesch..... 5

Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein! Gottesdienst zum Sommerfest im Ök-Garten, 5. Juli 2013

Fabian Kliesch..... 7

Von Edinburgh nach Busan – ein Jahrhundert der Ökumene

Friederike Nüssel..... 10

Von Heidelberg nach Busan und zurück Ökumenische Erfahrungen auf der X. Vollversammlung des ÖRK

Anna Habermann..... 15

Fresh Expressions oder eine Tasse Tee in England

Max Noak..... 19

Kontaktstudium in Heidelberg

Andreas Kersting..... 23

Wärmestrom aus Rom – Papst Franziskus

Stefan Seidel..... 26

Mehr Jesus als Rom – Interview mit Leonardo Boff

Stefan Seidel..... 28

Hausabende 2012/13..... 30

Kurzkomentare zu Hausabenden..... 32

Studienfahrt SoSe 2013 nach Lübeck

Leonard Ernst..... 45

Heimbewohner/innen 2012/13..... 49

Aktivitäten im Heim..... 51

Mitglieder 54



Gruppenfoto Wintersemester 2013/14

obere Reihe v.l.: Eszter Nagy, Caecilia Dance, Elisabeth Rauh, Richard Bläse, Martin Lorenz,

David Komline, Martijn Wagner, Marius Calin, Michael Hempelmann, Masahiro Kubota

mittlere Reihe v.l.: Viviane Krieg, Laura Dittrich, Emanuele Castelli, Han-luen Kantzer,

Judith Raisch, Nils Harke, Anna-Lena Walker, Robert Walecki, Leonard Ernst

untere Reihe v.l.: Kangwon Lee, Anastassia Giagkou, Cheryl Sultan, Fabian Kliesch, Katrin Kliesch,

Marina Lamparter, Natalia Cozlenco, Verena Schmieder, Jacqueline Purification, Stefanie Beyer

Vorwort

Lieber Freundeskreis, werte Leserinnen und Leser!

Wie bereits im vergangenen Jahr darf ich Sie alle sehr herzlich auf den ersten Seiten der Oecumenica begrüßen, dieses Mal als neue Vorsitzende des Freundeskreises! Fabian Kliesch hat mir nach der Wahl im Sommer den ehrenvollen Staffelstab überreicht. Ich möchte ihm an dieser Stelle sehr herzlich für seine Arbeit der letzten Jahre als Vorsitzender danken! Seine vielen kreativen Ideen und seine Einsatzkraft bleiben uns zum Glück weiterhin in doppelter Funktion für unser Oecumenicum erhalten: als stellvertretender Vorsitzender unseres Freundeskreises und natürlich auch als Studienleiter des Wohnheims dürfen wir uns weiterhin auf seine Mitarbeit freuen!

Gern blicke ich auf den diesjährigen Sommer zurück: Er brachte ein freudiges Wiedersehen beim Sommerfest und unserer Mitgliederversammlung mit anschließender Mittagstischrunde mit sich. Eine neue Idee für unsere Alumni-Begegnungen feierte Premiere: Eine(r) der ehemaligen StudienleiterInnen werden zum Sommerfest eingeladen sowie gezielt alle BewohnerInnen dieser „Epoche“. Zusätzlich zur Begegnung im Ök am Sommerfest selbst trifft sich diese Runde auch noch am Samstag zu einem ausführlichen Beisammensein, so dass sich auch Anreisen von weiter her „so richtig“ lohnen. Wir danken Christiane Bindseil sehr herzlich für ihre Initiative, mit der sie diese Premiere so gelungen eingeläutet hat! Für das nächste Sommerfest haben wir Fernando Enns angefragt. Selbst zur „Ära-Enns“ gehörend, würde ich mich über zahlreiche Begegnungen aus dieser besonderen Zeit sehr freuen!

Der Studienleiterbericht, in dem wieder sichtbar wird, welche ökumenische Vielfalt aus der ganzen Welt unter dem Dach unseres ökumenischen Wohnheims auflebt, eröffnet diesen 25. Band der Oecumenica, gefolgt von der Predigt des letzten Sommerfestes von Studienleiter Fabian Kliesch. Passend dazu schließt sich ein Artikel von unserer Ephora, Frau Professorin Nüssel, an, der uns die Geschichte der Ökumenischen Bewegung vor Augen führt. Aktuelles aus der Ökumene erfahren wir dann durch den Bericht der ehemaligen Hausbewohnerin Anna Habermann, die Theologie und Islamwissenschaften studiert, über ihre Erlebnisse auf der 10. Vollversammlung des ÖRK. Darauf erlaubt uns der Theologiestudent Max Noak, der seinen Status vom „Öki“ zum „Cambridger“ gewechselt hat, einen persönlichen Einblick in ein besonderes Projekt der anglikanischen Kirche, den „Fresh Expressions“. Pfarrer Kersting berichtet uns von seinem Semester im Kontaktstudium, das er als „Öki“ erleben durfte. Der neue Papst Franziskus bringt frischen Wind in die römisch-katholische Kirche und wird uns von Stefan Seidel vorgestellt. Dazu stellt uns der ehemalige „Öki“ und derzeitigen Redakteur der

sächsischen evangelischen Wochenzeitung „Der Sonntag“ ein Interview mit dem Befreiungstheologen Leonardo Boff über Papst Franziskus an die Seite. Die Berichte der BewohnerInnen des Wohnheims über die Hausabende und die Studienfahrt nach Lübeck laden uns dazu ein, an den akademischen und gemeinschaftlichen Erlebnisse des Ökumenischen Wohnheims des vergangenen Jahres teil zu haben.

Unser großer Dank gilt zum Schluss der Redaktion, allen voran Bernd Günther, und den Autorinnen und Autoren dieses Bandes! Die Gestalt dieses gelungenen Heftes geht auf sie zurück! Ihnen und allen Freunden des Oecumenicums wünsche ich eine friedensreiche Advents- und Weihnachtszeit und ein gesegnetes, gutes Neues Jahr!

Dr. Heidrun Mader

Vorsitzende des Freundeskreises

Heidelberg, im November 2013



Schlaglichter aus dem Wohnheim 2013

Ein kurzweiliger Bericht des Studienleiters

Fabian Kliesch

Spiritueller. Bei Hausfesten hört man von älteren Ehemaligen manchmal die Klage über den Verlust des schönen Chorgestühls in der Kapelle. Nun sind seit dem Umbau schon über 20 Jahre vergangen und manch aktueller Bewohner wünscht sich das Chorgestühl zurück: „Da könnten wir dann richtig schön die Psalmen im Wechsel singen!“ Aber auch auf Sesseln und Hockern sitzend erklingen seit mehreren Monaten nun wieder monastische Gesänge, zu denen auch Studierende von außerhalb kommen. Für diese Andachten mit A-capella-Gesang verhelfen die hölzernen Trennwände zwischen erhöhtem Andachtsraum und dem Gemeinschaftsraum zu einem wunderbar runden Klang.

Ebenfalls eine neue spirituelle Erfahrung war der „Gottesdienst im Grünen“. So wagten wir uns mit dem kompletten Sommerfest 2013 in den Garten, und die Festgemeinde konnte den schönen Blick auf den kürzlich baumbefreiten Hang zum Schloss genießen. Im Anschluss an den Festgottesdienst bemerkte ein ehemaliger Bewohner, dass ihn der Blick auf die Trockenmauern und die majestätische Rotbuche während des Gottesdienstes in eine richtig andächtige Stimmung versetzt habe.

Internationales. Seit Anfang 2013 werden die zwei obersten Zimmer zur Hauptstraße wieder als internationale Doppelzimmer genutzt, eines von zwei Studenten und das andere von zwei Studentinnen. Die „Paare“ im Sommer waren deutsch-pakistanisch und deutsch-koreanisch und sind nun rumänisch-deutsch und britisch-deutsch. Bisher gab es nur positive Rückmeldungen, und aus den anfänglichen „Zwangsehen“ sind gute Freundschaften erwachsen.

Zum Wintersemester 2013/14 wurde die Zusammensetzung der Bewohner kräftig durchgemischt. Für die Hälfte der Mannschaft endete die Wohnzeit, und mehrere bleibende Bewohner wechselten die Zimmer innerhalb des Hauses. Unsere große asiatische Fraktion mit zwei Japanern, zwei Koreanern, einer Chinesin und drei Studentinnen aus Südasien schrumpfte auf einen Koreaner, einen Japaner, eine Pakistani und eine Bangladeschi zusammen. Alle vier bereicherten uns je an einem Hausabend mit Vorträgen und Bildern über ihr Heimatland. Von unseren drei neuen orthodoxen Mitbewohnern (russisch-, rumänisch und griechisch-orthodox) haben wir auch schon etwas gelernt: stelle eine Ikone nie auf den Boden. Seitdem hängen alle Ikonen wieder an den Wänden der Kapelle.

Sportliches. Im Sommer lud der Garten zu vielen sportlichen Aktivitäten ein. Intensiv haben wir für das alljährliche Volleyball-Turnier zwischen den christlichen Wohnheimen geübt. Es reichte dann immerhin zum zweiten Platz.

Auch die Bepflanzung des Gartens und die Neulackierung der Biertischgarnituren waren ein Kraftakt. Die Johannisbeeren, Möhren und Kräuter haben wir schon ernten können. Kohlrabi und Kürbisse fielen leider den Schnecken zum Opfer.

Aber auch im Wintersemester 2013/14 spielt körperliche Aktivität eine Rolle: je eine Gruppe von Jogging- und Fußballbegeisterten trifft sich bei jeder Witterung. Manchmal sogar um 6 Uhr morgens, um dann um 7 Uhr zum Mittwochmorgengottesdienst in die Peterskirche zu gehen. Alle Achtung! Und zum Eröffnungswochenende waren wir auch abenteuerlustig und paddelten mit 7 Booten auf dem Neckar im herrlichen Sonnenschein (Bad Friedrichshall bis Hassmersheim), aßen und sangen am Lagerfeuer im Indianer-Tipizelt. Unsere ungarische Mitbewohnerin meinte: „Ich will immer Indianerin sein.“ Als wir am Morgen nach einem nächtlichen Gewitter etwas durchnässt erwachten, änderte sie allerdings ihre Meinung. Aber eine tolle Gruppenerfahrung war es allemal.

Zukünftiges. Beim Sommerfest 2012 entstand die Idee, einen Film über das Ökumenische Wohnheim und Institut zu drehen. Auslöser war der Besuch der ehemaligen Studienleiterfamilie Gassmann mit dem ältesten Sohn, Regisseur Philip Gassmann. In mehren Treffen und Gesprächen, zunächst zwischen mir und ihm und nun auch mit aktuellen und ehemaligen Bewohnern, entstand die Idee eines Dokumentarfilms. Ziel des Projekts ist es, dem Geist des Hauses nachzuspüren, der viele Generationen von Männern und Frauen nachhaltig geprägt hat. Ehemalige und aktuelle Bewohnerinnen sollen erzählen und ins Gespräch kommen über das, was das ÖK für sie bedeutet hat. Eine aktive Gruppe von Bewohnern hat bereits begonnen, in alten Akten zu forschen und den Kontakt zu Ehemaligen aufzunehmen. Folgende Themen haben sich nun vorläufig als interessant erwiesen:

- Kulturen und Konflikte: Weltpolitik am Esstisch
- Spiritualität und gelebte Ökumene
- Geschichte und Konflikte in der Entstehung des Wohnheims
- Über die Grenzen des ÖK hinaus: Kontakte zu Stadt und Universität
- Themen der Zeit bei den unterschiedlichen Studienleitern
- Als die Frauen ins Wohnheim einzogen ...

Wer Interesse hat, als Interviewerin, Aktenkundiger oder Erzähler mitzuwirken, soll sich bitte melden. Von dem Projekt erhoffen wir uns, einige der alten und neuen Schätze des ÖK ans Tageslicht zu fördern und ins Bild zu setzen. Schön, wenn viele Generationen dabei mitmachen würden!

Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein!

Gottesdienst zum Sommerfest im Ök-Garten, 5. Juli 2013

Fabian Kliesch

Liebe Bewohner, Ehemalige und Freunde des Ökumenischen Wohnheims,

Ihr seid dem Ruf gefolgt, von nah und fern. Was uns verbindet, ist dieser Ort, an dem wir feiern. Das Ökumenische Wohnheim, wo Ihr ein wichtiges Stück Eurer Lebenszeit verbracht habt oder als Gäste Zeiten hier verbracht habt. Dieser Ort verbindet uns alle wie Steine zu einem lebendigen Haus. Ein Haus aus lebendigen Steinen, das über die Zeit und den Raum hinweg Bestand hat.

Das Fundament dieses Hauses und seines ökumenischen Geistes haben wir nicht gelegt. Wir alle haben auf den Erfahrungen und den Traditionen unserer Vorgänger aufgebaut.

Unser Leben sei ein Fest mit Jesu Kraft als Grund unserer Hoffnung. Der Grund auf dem wir stehen, der Grundstein, auf den wir unser Leben aufbauen, der Grundstein, auf dem das Ökumenische Wohnheim gebaut ist: nach diesem Grundstein lohnt es sich immer wieder zu suchen und darauf aufzubauen. Hört als Schriftlesung eine Einladung zu diesem Grundstein zu kommen. Sie steht im 1. Petrusbrief und ist im Liedblatt abgedruckt.

„Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein! Er wurde von den Menschen verworfen, aber bei Gott ist er auserwählt und kostbar. Lasst euch auch selbst als lebendige Steine aufbauen, als ein geistliches Haus, ein heiliges Priestertum, um geistliche Opfer darzubringen, Gott hochwillkommen durch Jesus Christus!“ (1. Petrusbrief 2,4.5)

Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein! Ein Aufruf an Menschen von damals und an uns heute. Das ist ein Aufruf, zu dem Grundstein zu kommen, auf dem eine geistliche Gemeinschaft aufgebaut ist! Verwunderlich ist, dass dieser Grundstein kein toter Stein ist, der in der Erde begraben liegt. Kein Stein, der schwer zu finden ist oder wo man lange graben müsste. Nein! Sondern lebendig und frei zugänglich für alle!

Unser Grundstein, auf dem nicht nur das Ökumenische Wohnheim gebaut ist, sondern auf dem die weltweite Glaubensgemeinschaft steht, unser Grundstein ist ein Mensch. Der Mensch Jesus Christus, in dem sich Gott gezeigt hat.

Lebendig war Jesus Christus nicht nur früher, sondern ist es auch heute, in unserer Gemeinschaft, im Teilen, Singen und Beten. Sein Geist in unserer Mitte, so haben wir eben gesungen. Dieser lebendige Grundstein ist nicht verborgen tief in der Erde, sondern greifbar nahe und heute erlebbar.

Und dennoch gibt es Ecken, Kanten und Brüche an diesem lebendigen Grundstein. Es

Andacht: Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein!

ist kein lieblicher Stein, auf dem sich ein Wohlfühlhaus aufbauen lässt. Jesus als der lebendige Grundstein wurde damals abgelehnt, ist mit seiner Kritik angeeckt und hat Verwunderung ausgelöst mit seiner Liebe zu allen Menschen. Seine Hingabe für andere ging so weit, dass er verworfen wurde wie ein wertloser Stein, dass er den Neid und Hass auf sich zog und hingerichtet wurde. Diese Aufopferung und Hingabe macht den lebendigen Grundstein aus, auf dem auch wir aufbauen. Nach menschlichen Maßstäben eine riskante und törichte Angelegenheit, auf einen kantigen und – bildlich gesprochen – brüchigen Grundstein aufbauen. Aber bei Gott ist gerade dies „auserwählt und kostbar“. So haben wir es eben im Petrusbrief gehört.

Was heißt das, wenn wir heute als Festgemeinde und darüber hinaus als weltweite Ökumene auf diesen lebendigen Grundstein aufbauen? Hören wir nochmal den zweiten Aufruf aus dem Petrusbrief:

„Lasst euch auch selbst als lebendige Steine aufbauen, als ein geistliches Haus, ein heiliges Priestertum, um geistliche Opfer darzubringen, Gott hochwillkommen durch Jesus Christus!“

Lasst euch aufbauen ...

Das klingt nach Bewegung, nach Baustelle. Und wirklich scheint das auf das Ökumenische Wohnheim und die Ökumene überhaupt zu passen. Zunächst ganz praktisch: Gebaut wurde und wird immer an diesem Haus, was hinter uns steht. Seien es die Badezimmer, wie in diesem Semester, die Brandmelder, die eingebaut wurden. Irgendwie ist dieses Haus nie fertig, und das ist auch ein Sinnbild für unsere Gemeinschaft, die immer im Bau und Umbau begriffen ist. Jedes Semester eine neue Zusammensetzung. Jedes Semester ein neues Haus, das aus lebendigen Steinen neu aufgebaut wird. Und genauso ist es in der Ökumene: ständig wird an Brücken zwischen den Konfessionen gebaut, nach gemeinsamen Grundsteinen der Religionen gesucht.

Das Bauwerk, das entstehen soll, ist kein Haus aus Stein. Es ist ein geistliches Haus. Das heißt: die Gemeinschaft an der wir jedes Semester neu bauen, steht in einem größeren Rahmen, der nicht an Ort und Zeit gebunden ist. Es ist ein geistliches Haus, weil der Geist Jesu Christi gegenwärtig sein will, hier im Ökumenischen Wohnheim. Der Geist dieses geistlichen Hauses ist es auch, der uns jenseits aller Nostalgie für das ÖK auch nach dem Auszug und über Grenzen hinweg verbindet.

Damit verbunden ist ein weiteres, letztes Merkmal der lebendigen Steine aus dem Petrusbrief: wir sollen geistliche Opfer bringen. Geistliche Opfer, das ist etwas, was uns mit dem Menschen Jesus Christus verbindet, der sich selbst aufgeopfert hat für andere. Bei uns liegt aber der Unterschied darin, dass unser Opfer nicht ein selbsterstörerisches Aufopfern bis in den Tod sein muss. Vielmehr leben wir in der Fülle und können aus der Fülle schöpfen. Diese Fülle sehen wir hier direkt vor Augen: in den Menschen verschiedener Generationen, die aus einer Fülle verschiedener Gaben schöpfen können, in der Fülle an Speisen und Getränken, die uns geschenkt sind. Aus dieser Fülle geben wir und sollen wir immer wieder opfern. Ganz konkret können wir dies heute

Andacht: Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Stein!

tun, wenn wir mit den Einnahmen des Festes unser Sozialprojekt unterstützen und damit dem Blick über dieses Haus auf die weltweite Gemeinschaft lenken.

Wir lassen es uns nochmal gesagt sein:

Kommt zu Jesus Christus, zum lebendigen Grundstein! Er wohnt dort wo Menschen leben.

Und lasst euch auch selbst aufbauen als lebendige Steine! Ein geistliches Haus, das über die Grenzen hinweg besteht und immer eine gesegnete Baustelle bleibt.

Amen.



Von Edinburgh nach Busan – ein Jahrhundert der Ökumene

Friederike Nüssel

Vom 30. Oktober bis zum 8. November 2013 fand die 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan statt. Zwischen ihr und der Weltmissionskonferenz in Edinburgh, dem Auftakt der weltweiten Ökumenischen Bewegung, liegen nunmehr gut hundert Jahre. In diesen hundert Jahren hat sich ein Paradigmenwechsel im Verhältnis der christlichen Kirchen zueinander vollzogen. Vielleicht wird man mit etwas mehr Abstand einmal von der ökumenischen Achsenzeit sprechen. Nahezu prophetisch liest sich rückblickend das Schlussdokument der Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910, in dem die über 1200 delegierten Kirchenvertreter und Theologen „den ernsthaften und wachsenden Wunsch nach engerer Gemeinschaft und nach der Heilung der zerbrochenen Einheit der Kirche Christi“ zum Ausdruck brachten. Dieser Wunsch war tief geprägt von den Erfahrungen der Missionsbewegungen im 19. Jahrhundert. Sie waren in mehrfacher Hinsicht ein globales Phänomen. Nicht mehr nur einzelne Regionen, sondern die ganze Welt sollte das Evangelium erfahren. Wenngleich in den Missionsgebieten vielfach partnerschaftliche Kontakte zwischen den missionierenden Kirchen entstanden, mussten die Kirchen auch gewärtigen, dass sie mit ihrem Engagement für die weltweite Verbreitung des Evangeliums auch ihre Spaltungen in alle Kontinente trugen.

Globale Formierung

Entscheidend für die starke Dynamik, die die Ökumenische Bewegung schon bald entwickelte, war ihre Formierung in globalen Institutionen. Schon auf der Weltmissionskonferenz in Edinburgh war ein Fortsetzungsausschuss installiert worden, der die internationale missionarische Zusammenarbeit koordinieren sollte. So konstituierte sich auf der Weltmissionskonferenz in Lake Mohonk 1921 der „Internationale Missionsrat“. 1925 in Stockholm folgte die erste Weltkonferenz der Bewegung für Praktisches Christentum (Life and Work). Und 1927 hielt die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order), die sich den Lehrunterschieden zwischen den Kirchen widmete, ihre erste Weltkonferenz in Lausanne ab. In diesen drei Bewegungen wurden nunmehr ökumenische Basisthemen und –aufgaben der Christenheit in weltweiter Vernetzung der Kirchen in Angriff genommen. Der Zweite Weltkrieg hemmte zwar einerseits die weitere Formierung der Bewegung, schärfte aber die Einsicht der Kirchen in ihre globale Verantwortung für Frieden und Völkerverständigung. Nachdem 1938 ein vorläufiger Ausschuss für einen Ökumenischen Rat der Kirchen gebildet worden war, gelang nach dem Zweiten Weltkrieg 1948 die Gründung des Ökumenischen Rates (ÖRK) in Amsterdam, dem die Bewegungen für Praktisches Christentum und für Glauben und Kirchenverfassung beitraten. Der Versöhnungsarbeit seiner Vertreter ist es unter anderem zu verdanken, dass der Evangelischen Kirche in Deutschland nach der Stuttgarter Schuld-

erklärung die Aufnahme und damit die rasche Mitwirkung in der Ökumenischen Bewegung ermöglicht wurde.

Weichenstellungen

In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts kam es zu weiteren weichenstellenden Entwicklungen in der weiteren Formierung der Ökumenischen Bewegung. Zunächst bedeutete die Integration des Internationalen Missionsrates auf der dritten Vollversammlung des ÖRK 1961 in Neu Delhi und die Erweiterung der Basisformel eine weitere Stärkung des ÖRK in seiner globalen Rolle und in seinem Selbstverständnis. Gemäß dieser Basisformel verstehen sich die im ÖRK verbundenen Mitgliedskirchen als „eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Ganz entscheidend war sodann das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965), auf dem sich die Römisch-Katholische Kirche der Ökumenischen Bewegung öffnete. Hatte sie bis dahin die Einladungen zur Mitwirkung ausgeschlagen, so bestimmte das Konzil es nun als eines seiner Hauptziele, die „Wiederherstellung der Einheit unter allen Christen zu fördern“. Dies wurde mit einer theologischen Deutung der ökumenischen Entwicklung im 20. Jahrhundert verbunden. Im Vorwort des Ökumenismusdekrets heißt es, „der Herr der Zeiten“ habe „in jüngster Zeit begonnen, in die voneinander getrennten Christen in reicherm Maße Reue des Herzens und Sehnsucht nach Einheit auszugießen“. Institutionell wurde die Beteiligung an der Ökumenischen Bewegung von römisch-katholischer Seite gestützt durch die Gründung des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Zwar ist der römisch-katholischen Kirche aus ihrem Selbstverständnis heraus bis heute eine Mitgliedschaft im ÖRK nicht möglich, doch in den Kommissionen für Glauben und Kirchenverfassung und in der Kommission für Weltmission und Evangelisation wurde sie Mitglied und brachte mit den verschiedenen kirchlichen Weltbünden und Weltgemeinschaften zahlreiche bilaterale Dialoge auf Weltebene und auf nationaler Ebene in Gang.

Eine dritte Weichenstellung erfolgte bei der Vollversammlung des ÖRK in Nairobi 1975 mit der Fixierung der Aufgaben des ÖRK. An erster Stelle wurde hier die Aufgabe genannt, „die Kirchen aufzurufen zu dem Ziel der sichtbaren Einheit im einen Glauben und der einen eucharistischen Gemeinschaft, die ihren Ausdruck im Gottesdienst und im gemeinsamen Leben in Christus findet, und auf diese Einheit zuzugehen, damit die Welt glaube“. Diese Aufgabenbeschreibung ist in doppeltem Sinne signifikant. Einerseits impliziert sie ein Gegenüber zwischen dem ÖRK und seinen Mitgliedskirchen und ist insofern symptomatisch für die nie ganz befriedigend geklärte Frage nach der Rolle des ÖRK. Andererseits benennt sie mit der sichtbaren Einheit eine Zielvorstellung, die von den beteiligten Kirchen durchaus unterschiedlich verstanden wurde und wird. Das haben die Stellungnahmen zum Konvergenzdokument „Taufe, Eucharistie und Amt“, das die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung 1982 verabschiedete, deutlich vor Augen geführt. Die Frage nach dem Verständnis sichtbarer Einheit ist seither eine

der ökumenischen Grundfragen und begleitet implizit oder explizit die meisten ökumenischen Verständigungsbemühungen. Sie steht auch im Hintergrund der schwierigen und langwierigen Arbeit an einem multilateralen Konvergenztext zum Kirchenverständnis, der 2012 unter dem Titel „Die Kirche: Auf dem Weg zu einer gemeinsamen Vision“ den Kirchen übergeben werden konnte.

Sichtbare Einheit?

Nicht nur die multilateralen Gespräche, sondern insbesondere auch die vielen bilateralen Gespräche zwischen den Kirchen haben bekräftigt, dass der zentrale Konfliktpunkt beim Thema „sichtbare Einheit“ im Verständnis des Bischofsamtes und der apostolischen Sukzession liegt. Die Kirchen, die ein auf die Apostel zurückgehendes Bischofsamt für sich in Anspruch nehmen – wie die römisch-katholische Kirche, die orthodoxen Kirchen, die anglikanischen Kirchen und eine Reihe lutherischer Kirchen –, sehen in dessen Anerkennung eine wesentliche Voraussetzung für die Verwirklichung sichtbarer Einheit in der Kirchengemeinschaft mit anderen Kirchen. Gesteigerte Brisanz gewinnt die Amtsfrage zudem dadurch, dass für römisch-katholisches Verständnis die Anerkennung des Bischofs von Rom als Nachfolger Petri mitsamt seiner jurisdiktionellen Gewalt als Papst konstitutiv für die Einheit der Kirche ist. Andere Kirchen hingegen sehen sich der in Artikel VII des Augsburgischen Bekenntnisses von 1530 artikulierten Einsicht verpflichtet, wonach zur wahren Einheit der Kirche die Übereinstimmung in der rechten Predigt des Evangeliums und der stiftungsgemäßen Verwaltung der Sakramente nicht nur grundlegend, sondern zugleich hinreichend ist.

Daran anknüpfend haben lutherische, reformierte, unierte und einige vorreformatorische Kirchen in der Leuenberger Konkordie von 1973 die bis dahin kirchentrennenden Lehrunterschiede in Bezug auf die Erwählung, die Inkarnation und das Verständnis des Abendmahls überwunden und ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums formuliert. Seither konnten sich über hundert evangelische Kirchen in Europa auf Basis der Leuenberger Konkordie wechselseitig als Kirchen anerkennen und die „Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa“ (GEKE) bilden. Inzwischen sind auch sieben methodistische Kirchen der GEKE beigetreten. Das ökumenische Ziel der sichtbaren Einheit wird dabei in der GEKE ausdrücklich bejaht. Wichtig ist allerdings, wie die sichtbare Einheit ausgelegt wird. In ihrer Ökumene-Studie „Die Kirche Jesu Christi“ stellt die GEKE heraus, dass die Einheit der Kirche in der Einheit des dreieinigen Gottes gründet, „der kraft der Versöhnung in Jesus Christus durch den Heiligen Geist die Schöpfung zu ihrer Vollendung bringt“. Die Einheit der Kirche ist mithin „den Christen und den Kirchen als Werk Gottes vorgegeben“ und muss nicht erst hergestellt werden. Aufgabe der Kirchen ist es vielmehr, „von dieser Gabe Gottes als dem Grund lebendiger Gemeinschaft zwischen den Kirchen in der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Gestalten sichtbar Zeugnis zu geben“. Dies geschieht in der einmütigen Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament und in einer an diesem Evangelium ausgerichteten Lebensgestaltung. Das Amt der Evangeliumsverkündigung in Wort und Sakrament wird dabei als konstitutiv für das Sein der Kirche verstanden. Die existierenden Unter-

schiede in der Ordnung des Amtes bzw. der Ämter werden jedoch nicht als Hindernis der Gemeinschaft angesehen. Entscheidend ist vielmehr, dass die Leitung der Kirche in ihrer persönlichen, kollegialen und gemeinschaftlichen Dimension so gestaltet ist, dass sie der Aufgabe der einmütigen Evangeliumsverkündigung in Wort und Sakrament zu dienen vermag.

Im Unterschied dazu gehört für die nordeuropäischen anglikanischen und lutherischen Kirchen, die mit der Porvoor Gemeinsamen Feststellung von 1992 Kirchengemeinschaft aufgenommen haben, zur sichtbaren Einheit das Bischofsamt in historischer apostolischer Sukzession als Zeichen dieser Einheit. Zwar wird die auf die Apostel zurückgehende Einsetzung in das Bischofsamt nicht als Garant für die Apostolizität angesehen. Auch wurde bei der Aufnahme der Kirchengemeinschaft die gegenseitige Anerkennung der beteiligten Kirchen bewusst vor dem gemeinsamen Gebrauch dieses Zeichens vorgenommen. Doch gleichwohl gilt die historische apostolische Sukzession im Bischofsamt als „ein Mittel, Einheit und Kontinuität der Kirchen zu allen Zeiten und an allen Orten sichtbar zu machen“. Ähnliche Formen der Kirchengemeinschaft sind auch in den Vereinigten Staaten und in Kanada zwischen Anglikanern bzw. Episkopalen und Lutheranern geschlossen worden.

Zwischen den Kirchengemeinschaften der GEKE und der Porvoo-Kirchen besteht zwar eine Differenz in der Bewertung des Bischofsamtes und seiner Rolle für die sichtbare Einheit. Die Kirchengemeinschaft zwischen der Church of England und der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Basis der Meißener Gemeinsamen Feststellung von 1988 bietet jedoch ein Beispiel dafür, wie trotz dieser Differenz die wechselseitige Anerkennung als Kirche Jesu Christi, die gemeinsame Feier des Herrenmahls und die Lebensgemeinschaft in Zeugnis und Dienst möglich ist. Eine solche Kirchengemeinschaft ist 2001 mit der Gemeinsamen Erklärung von Reuilly auch zwischen den anglikanischen Kirchen Großbritanniens und Irlands und den Lutherischen und Reformierten Kirchen Frankreichs erreicht worden. Trotz der benannten Differenzen ist für die genannten Formen der Kirchengemeinschaft und ihre Auslegung der sichtbaren Einheit gleichermaßen konstitutiv, dass sich die Kirchengemeinschaft nicht in der wechselseitigen Anerkennung erschöpft. Vielmehr zielt die Erklärung der Kirchengemeinschaft auf deren Vertiefung in allen Bereichen des kirchlichen Lebens und in der theologischen Lehre.

Auf regionaler Ebene und zwischen konfessionell affinen Kirchen sind in der Ökumenischen Bewegung im 20. Jahrhundert mithin wesentliche Fortschritte im gemeinsamen Zeugnis für die Einheit der Kirche Jesu Christi erreicht worden. Darüber hinaus ist es den Kirchen in der Ökumenischen Bewegung in vielfältigen Konstellationen gelungen, gemeinsam Verantwortung für die christliche Botschaft, für Frieden und Gerechtigkeit und ein ziviles Zusammenleben der Menschen zu übernehmen und Zeichen der Versöhnung zu setzen. Zur Versöhnungsarbeit der Kirchen gehört dabei essentiell auch das öffentliche Anerkennen von Versagen und Schuld. So hat die römisch-katholische Kirche im Ökumenismusdekret eingedenk der „Sünden gegen die Einheit“ „Gott und die getrennten Brüder um Verzeihung“ gebeten. Und der lutherische Weltbund hat auf

seiner elften Vollversammlung 2010 die Mennoniten für die grausamen Verfolgungen um Vergebung gebeten. Gerade im Lichte der ökumenischen Fortschritte treten aber auch Rückschritte, unerfüllte Hoffnungen und bleibende Herausforderungen umso deutlicher vor Augen. Wenngleich 1999 am Reformationstag die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von Vertretern des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates unterzeichnet werden konnte, der weitere Schritte der Annäherung folgen sollten, warten viele evangelische und katholische Christen weiterhin darauf, gemeinsam Herrenmahl feiern zu können. Auch im ÖRK ist Abendmahlsgemeinschaft nicht unter allen Mitgliedskirchen möglich. Die Versuche, parallele Abendmahlsfeiern in einem Gottesdienst zu verbinden, stießen auf die Kritik der orthodoxen Mitgliedskirchen. Inzwischen wurden neue liturgische Rahmungen für gemeinsamen Gottesdienst und gemeinsame Gebete erarbeitet. Aber die Grenzen der kirchlichen Gemeinschaft im ÖRK bleiben manifest. Sie treten nicht zuletzt in der unterschiedlichen Bewertung der Hauptaufgaben des ÖRK zutage. In manchen Arbeitsfeldern und für manche Mitgliedskirchen steht der Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit ganz im Vordergrund, andere sehen das Streben nach sichtbarer Einheit als wichtigstes Ziel ökumenischer Arbeit. Für die zukünftige Arbeit und den Zusammenhalt im ÖRK wird es entscheidend sein, die essentielle Verbindung beider Anliegen neu zu bedenken und dafür einzustehen, dass keines der beiden Grundanliegen im Einsatz für das andere vollständig ausgeblendet wird. Der Aufruf der Abschlussbotschaft auf der Vollversammlung lautet: „Join the Pilgrimage for Justice and Peace“. Bei diesem Pilgerweg ist es wichtig, die Vision von Edinburgh im Auge zu behalten. Das Gemeinsame des Weges wurzelt im gemeinsamen Glauben an den Gott, der sich im Evangelium Jesu Christi als der Gott erwiesen hat, der Sünde, Tod, Feindschaft und Ungerechtigkeit überwunden hat. Darauf baut die Bitte „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“, die zum Motto der 10. Vollversammlung des ÖRK bestimmt wurde. Für Gerechtigkeit und Frieden können die Kirchen überzeugend nur eintreten, wenn sie auch untereinander bestehende Trennungen zu überwinden suchen.



Von Heidelberg nach Busan und zurück

Ökumenische Erfahrungen auf der X. Vollversammlung des ÖRK

Anna Habermann

Zur Person Anna Habermann begann nach einem Ökumenischen Freiwilligendienst in Ghana ihr Studium der ev. Theologie und der Islamwissenschaft in Kiel. Nach weiteren Studienstationen in Heidelberg, Montpellier, Basel und Birzeit (Palästina) und abgeschlossenem Bachelor in Islamwissenschaft ist sie nun wieder in Heidelberg zur Vorbereitung für das erste theologische Examen. Vom WiSe 2010/11 bis zum SoSe 2012 hat sie im ÖK gewohnt.

Im Rahmen des Global Ecumenical Theological Institute (GETI) habe ich an der X. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) teilgenommen. Diese fand vom 30. Oktober bis zum 8. November 2013 in Busan, Korea, statt. Unter dem Thema der Vollversammlung „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“ kamen über 3000 Christen, darunter knapp 800 Delegierte aus 345 Mitgliedskirchen zusammen. Im Folgenden möchte ich gerne über das GETI-Programm und die Vollversammlung im Allgemeinen berichten und dies mit ein paar persönlichen Erfahrungen verbinden.

GETI – Global Ecumenical Theological Institute

Das GETI fand dieses Jahr das erste Mal in Begleitung einer Vollversammlung statt. Über 25 Dozenten, 160 Theologiestudenten und junge Absolventen unterschiedlicher Konfessionen aus 60 Ländern kamen bereits eine Woche vor Beginn der Vollversammlung in Seoul zusammen. Im Mittelpunkt des GETI-Programms stand das Thema „Zukunft der Ökumene und Transformation des Christentums im 21. Jahrhundert“. In Form von Vorträgen, Seminar Diskussionen und Exkursionen setzten wir uns damit auseinander.¹ Besonderer Fokus lag dabei auf asiatischen Christentümern und Theologien aus und im asiatischen Kontext. So wurden beispielsweise asiatische Theologie aus Frauenperspektive, die Missionsgeschichte und Pluralität der Kirchen und „ecothology“ in Korea thematisiert. Der Vorbereitung und der Diskussion in den Seminargruppen vor Ort lag ein Reader zu Grunde, in welchem aktuelle Texte zu zentralen ökumenischen Themen enthalten sind.²

Während unseres gesamten Aufenthalts in Korea waren wir in kleine Seminargruppen eingeteilt. In meiner Gruppe waren Studenten und junge Absolventen aus Indonesien, Hongkong, Südafrika, USA, Ungarn, Korea, Finnland und unser Seminarleiter war der

¹ Weitere Informationen über das GETI-Programm sowie Link zu einigen Vorträgen auf Youtube unter: <http://www.globethics.net/geti>.

² Lorke, Melisande/ Werner, Dietrich (Hg.), Ecumenical Visions for the 21st Century. A Reader for Theological Education, Genf 2013; erhältlich bei Amazon und downloadbar unter: <http://www.globethics.net/web/ecumenical-visions/overview>.

Bericht über die X. Vollversammlung des ÖRK in Busan (Korea)

römisch-katholische Theologe Prof. Stephen Bevans. Für mich waren v. a. die Gespräche in den Seminargruppen eine große Bereicherung, in denen man sich ganz frei über seinen Heimatkontext und theologische Fragen austauschen konnte. So konnte man sich beispielsweise gemeinsam über die Verbindung von Kolonisation und Mission unterhalten und verschiedene Perspektiven in die Diskussion mit einbringen, ohne direkt eine offensive oder defensive Haltung zur Vergangenheit einnehmen zu müssen.

Nach einer Woche in Seoul wurde das GETI-Programm in Busan fortgesetzt, wo wir tagsüber an den Veranstaltungen der Vollversammlung teilnehmen konnten.

Ein ganz „normaler“ Tagesablauf einer Vollversammlung aus Sicht einer Teilnehmerin

Um 8.30 beginnt der Tag mit einer Morgenandacht. In verschiedenen Sprachen und von Menschen verschiedener Konfessionen wird diese angeleitet. Für alle Andachten und Gebete wurde ein Gebets- und Liederbuch erstellt. Darin sind Lieder verschiedenen Ursprungs zu finden, einige Lieder wurden auch eigens für die Vollversammlung geschrieben.

Im Anschluss an die Morgenandacht fand eine Bibelarbeit statt, der meist der Text der Andacht zu Grunde lag. Ich habe eine englischsprachige Bibelarbeit in einer Kleingruppe besucht. In der bunt gemischten Gruppe haben wir gemeinsam jeden Tag einen Bibeltext interpretiert, wobei sichtbar wurde, wie der eigene Kontext die Interpretation beeinflusste.

Danach folgten die Plenarsitzungen, bei denen in einer großen Aula auf der Bühne einzelne Vorträge oder Podiumsdiskussionen stattfanden. An jedem Tag stand ein anderes Thema im Mittelpunkt, u. a. das Thema der Vollversammlung, Asien, Einheit, Mission, Gerechtigkeit und Frieden. Besonders beeindruckt hat mich die Plenarsitzung zum Thema Gerechtigkeit. Dort sprach beispielsweise ein Pfarrer von dem pazifischen Inselstaat Tuvalu über die Sintfluterzählung und Noahs Erwählung. Da er davon ausgehen muss, dass seine Nachkommen auf Grund des Klimawandels nicht mehr auf seiner Insel werden leben können, identifizierte er sich sehr stark mit Noah und brachte seine Hoffnung auf Gottes Rettung der Guten zum Ausdruck.³

Nach einer Mittagspause gab es entweder Workshops oder Ausschusssitzungen für die Delegierten. In dieser Zeitspanne hatten wir interne GETI-Vorlesungen.

Der Nachmittag endete mit „Ökumenischen Gesprächen“, bei denen in Form von Workshops einzelne zentrale ökumenische Themen diskutiert wurden. Ich habe an dem Ökumenischen Gespräch „Middle East – Whose Justice? Whose Peace?“ teilgenommen. Dort ging es v. a. um den Konflikt in Israel/Palästina sowie um den Krieg in Syrien und die weiteren Umbrüche in der arabischen Welt und ihre Auswirkungen auf Christen. In dieser Art des gemeinsamen Austauschs war es möglich, gegenseitig Erfahrungen, sowohl ähnliche Leidenserfahrungen aus den verschiedenen Kontexten, als

³ Alle Plenarsitzungen können auch auf Youtube angeschaut werden; der Link zur Gerechtigkeitsplenarsitzung ist: <http://www.youtube.com/watch?v=r488zJ39RIE>.

auch Formen der Solidarität einzubringen. Nach Ende der Ökumenischen Gespräche wurden gemeinsam Erklärungen erstellt, welche die Ergebnisse der Gespräche festhalten und die Weiterarbeit des ÖRK an diesen Themen aufzeigen.

Der Tag endete mit einer Abendandacht, wobei wir abends wieder unser internes GETI-Programm hatten.

Das Gastland Korea

Das Thema der Vollversammlung „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“ gibt die Stimmung der Christen im asiatischen Raum, v. a. von der koreanischen Halbinsel, wieder. Seit über 60 Jahren ist die koreanische Halbinsel geteilt. Für viele Koreaner ist dies Quelle des Schmerzes. Auch die Mehrzahl der koreanischen Christen hofft auf und betet für ein wiedervereinigtes friedliches Korea, worin sie vom ÖRK immer unterstützt wurden. Allerdings gibt es auch Koreaner, darunter auch Christen, die sich gegen eine Wiedervereinigung aussprechen. Dies ist v. a. die jüngere Generation, die oftmals keine persönliche Beziehung mehr in den Norden hat. Dies war auch einer der Gründe, weswegen es im Umfeld der Vollversammlungen zu Demonstrationen von einer kleinen, von den Hauptkirchen in Korea abgespaltenen, christlichen Gruppe kam, da sie die Arbeit des ÖRK als kommunistisch empfindet.

Insgesamt ist die Christenheit in Korea sehr gespalten, dennoch haben viele koreanische Kirchen, welche nicht Mitglied des ÖRK sind, die Vollversammlung unterstützt. Durch die Vollversammlung in Korea hoffte man, die Einheit der Christen im Land zu fördern und das Schicksal des geteilten Koreas in die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit zu rücken. Ich würde argumentieren, dass die Vollversammlung zu beiden Aspekten etwas Positives beitragen konnte. Je ein Beispiel möchte ich anführen: Parallel zu GETI fand ein KETI (Korean Ecumenical Theological Institute) statt, in dem koreanische Theologiestudenten sämtlicher Konfessionen sich erstmals auf einer so großen Plattform begegnen konnten und dadurch mehr über die einzelnen Konfessionen auf sachlicher und persönlicher Ebene erfuhren. Bei einem gemeinsamen GETI-KETI Treffen konnten wir erfahren, wie sehr diese Erfahrung uns allen den Horizont erweitert hat und wir dadurch in der Lage waren, mehr Offenheit und Verständnis anderen christlichen Formen entgegenbringen.

Um auf die Zerrissenheit der koreanischen Halbinsel aufmerksam zu machen fuhr ein „Peace Train“ zur Vollversammlung. Von dem schon über zwanzig Jahre wiedervereinigten Berlin fuhr der Zug durch Moskau weiter über den gesamten asiatischen Kontinent bis nach Busan. Ca. 50 Teilnehmer der Vollversammlung reisten über drei Wochen lang mit dem Zug. Auf den einzelnen Stationen wurden Veranstaltungen und Gottesdienste organisiert, bei denen der Situation Koreas gedacht wurde. Bis zuletzt bestand die Hoffnung, Nordkorea passieren zu dürfen, allerdings musste dann doch Nordkorea umschifft werden.⁴

⁴ Weitere Infos, Bilder, Video und Reiseroute auf: <http://www.peacetrain2013.org/>.

Und jetzt?

Mit dieser Frage bin ich von der Vollversammlung zurückgekehrt. Wie wird die Arbeit des ÖRK weitergehen, wie wird sich Ökumene zukünftig in Deutschland, in Heidelberg gestalten und wo werde ich mich einbringen können?

Die Abschlussbotschaft der Vollversammlung lautet „Join the Pilgrimage of Justice and Peace“. Darin werden wir alle aufgerufen, uns mit auf den Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens zu begeben. Eine konkrete Ausarbeitung des Pilgerwegs der Gerechtigkeit und des Friedens gibt es bisher nicht, jedoch ruft der ÖRK seine Mitgliedskirchen auf, mehr Eigeninitiative einzubringen. Für das Konzept eines Pilgerwegs trifft es in jedem Fall zu, dass jeder Pilger sein je eigenes Gepäck trägt, jedoch die Pilgerschar auf *einem* Weg unterwegs ist. So hat vielleicht jede Mitgliedskirche eigene Stationen auf dem Pilgerweg, an denen sie an Gottes Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf Erden arbeitet. Wir alle können nun überlegen, was wir in unseren Pilgerrucksack packen, um uns dann mit auf den Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens zu begeben.



Anna Habermann mit Jonathan und Rebekka, daneben Simon Kirchner, auf der Studienfahrt in Wien.

Fresh Expressions oder eine Tasse Tee in England

Max Noak

Zur Person - Ich bin Max aus der kleinen Stadt Guben in Brandenburg. Ich studiere evangelische Theologie, um einmal Pfarrer zu werden. Während der ersten drei Jahre meines Studiums habe ich in Berlin im Theologischen Konvikt gelebt. Mein ganz anderes Zuhause im ganz anderen Heidelberg war das ÖK (Wohnzeit: 2011-2013). Diesen kleinen Bericht schreibe ich aus dem anglikanischen College Westcott House in Cambridge, in dem ich durch die Unterstützung des Ökumenischen Rates der Kirchen ein Jahr verbringe, um mir von englischen Schwestern und Brüdern zeigen zu lassen, wie sie versuchen, für ihre Mitmenschen und Gott ganz neu Kirche zu sein.

Einleitung/Abstract

In England ist eine große missionarische Initiative gestartet worden. Die traditionelle Kirche von England gründet neue Gemeinden und versucht, sich strukturell so zu verändern, dass sie die gesamte englische Gesellschaft neu erreicht (sie sind ja Staatskirche, das will die Queen!). Diese Bewegung nennt sich „freshexpressions“. Ich bin in England, um die Theologie hinter dieser Bewegung kennenzulernen und durch Interviews einen kritischen Überblick zu bekommen, der mich vielleicht für den zukünftigen Dienst als Pfarrer inspiriert. Da die Bewegung von offizieller Seite sehr gewollt ist, geht es theologisch und ekklesiologisch ernsthaft zu. Ich erspare Euch das Theologisieren und erzähle einfach ein bisschen. Für Cambridgeromantik und anglikanische Konfessionskunde ist hier kein Platz. (beides ist aber spannend).

Bericht

Eine Tasse Tee in England: Das bedeutet zehn Minuten für ein ganz nettes und ungefährliches Gespräch. Eine Tasse für mich, ein Schluck Milch, eine Tasse für dich, ein Schluck Milch, und schon wäre es unhöflich von dir, nicht mit mir zu sprechen. Das ist meine Lieblingsforschungsmethode. Am Freitag hatte ich eine junge Frau namens Hannah am Wickel, die in ein heruntergekommenes soziales Wohnquartier gezogen ist. Sie teilt dort ein Haus mit anderen christlichen Freunden, das zu allererst ein gastfreundlicher Ort sein soll: Mahlzeiten für alle, schnelle Hilfe mit den Sozialämtern, ein gemütlicher Platz für die freie Zeit, ohne Drogen, ohne sexuelle Übergriffe; halt ohne den grauen Ausblick auf das Leben, den man im englischen „council estate“ gewöhnt ist.

Sie erzählt mir davon, wie hart es war, die nette gutbürgerliche Innenstadt von Cambridge zu verlassen und gegen dieses Quartier einzutauschen, die Gespräche beim Dinner gegen Gespräche mit Kindern und Eltern, die kaum korrekte Sätze bilden können, die netten hohen Räume im viktorianischen Altbau gegen das graue Einerlei der Reihenhäuser, die der Staat säuberlich abgesondert als soziale Gefälligkeit zu Verfügung stellt. Hier isst keiner vegetarisch oder auch nur ausgewogen, achtet keiner auf

geschlechtergerechte Sprache. Die Leute sind offen rassistisch, lesen nationalistische Schmierblätter, rauchen und trinken Bier aus Plastikflaschen. Alles was in aufgeschlossenen, gebildeten, linken, feministischen und befreiungstheologisch versierten Studierenden mit Auslandserfahrung Ekel auslöst, ist an einem Ort versammelt. So gut wie niemand hier ist kirchlich geprägt.

Mich beschämt dieses Gespräch. Ich wäre nicht dazu bereit, mein Leben dort zu verbringen, denke ich. Ich weiß auch, dass der durchschnittliche Theologe in Deutschland nicht nur das neue Milieu dieser Frau ganz selbstverständlich verachtet, sondern auch sie selbst: Eine Evangelikale, schmeißt mit Bibelzitatenum sich. Sie wird wohl nie über soziale Gerechtigkeit predigen – aber sie tut etwas dafür.

Das Besondere: Hier in England hat die Kirche ihre Initiative offiziell anerkannt, nicht nur als nettes Almosengeben, sondern als Kirche im Vollsinn des Wortes: Gemeinde versammelt um Jesus Christus. Dieses Hausprojekt steht unter der Schirmherrschaft des Bischofs, und Hannah wird offiziell von einer traditionellen Gemeinde gesendet, die sie finanziell und im Gebet unterstützt. Wie viele unserer evangelischen Gemeinden in Deutschland tun so etwas?

Die Synode hat jede Diözese und Gemeinde der Kirche von England dazu angehalten, solche Initiativen ins Leben zu rufen und Geld zu Verfügung zu stellen für missionarische Aufgaben unter Menschen, die mit der Kirche nichts zu tun haben. Eine traditionelle Gemeinde soll einer neuen Form von Gemeinde den Rücken stärken und sie als gleichwertigen Partner anerkennen.

Nicht nur das: Die Synode hat angeordnet, dass Menschen wie Hannah einen eigenen Ausbildungsgang durchlaufen und als Pionierpfarrer ordiniert werden können. Sie erhalten dann ein volles Gehalt und die Rückendeckung des Bischofs. Ich habe Hannah zu einer Tasse Tee nötigen können, weil wir gemeinsam einen der Kurse für diese zukünftigen Pfarrer besuchen: in den altherwürdigen Mauern eines Colleges im Herzen von Cambridge.

Leute wie Hannah – aus dem evangelikalen Flügel der Kirche von England – gehörten zu den ersten, die vor etwa 20 Jahren begannen, nach Gemeindeneugründungen zu fragen. Die Synode hat „freshexpressions“ nicht erfunden, sie wurden nur irgendwann unübersehbar. Ihre Anerkennung fiel in eine Zeit, in der die ersten Diözesen kurz vor dem Bankrott standen, und in einer durchschnittlichen englischen Stadt fast die Hälfte der Innenstadtkirchen leer standen. Mittlerweile ist die Bewegung so vielfältig wie die Kirche von England selbst. Hochkirchliche, evangelikale, traditionelle – alle versuchen, ihre eigenen neuen Ausdrucksweisen von Kirche zu gestalten. Das zeigt, wie wichtig es ist, dass offizielle kirchliche Gremien und Bischöfe sich hinter Laieninitiativen stellen. Die Kirche hat wahrgenommen, was an der Basis vorging, es als Gottes Wirken verstanden, und versucht darauf zu antworten. Der Erzbischof hat es so gefasst: „Kirche ist nicht einfach da, sondern sie passiert. Die passiert überall, wo Menschen Jesus begegnen.“

Es gibt viele verschiedene „freshexpressionsofchurch“ (also als Kirche anerkannte neue Netzwerke). Neben sozialen Projekten gibt es auch viele experimentelle Formen, wie „Cafe-churches“, die es mir sehr angetan haben. In East London konnte ich eine besuchen. Gemeinden haben dort Cafés eröffnet, die jeden Berliner Hipster glücklich machen würde. Gemütliche Sofas, guter Kaffee und offene Türen. Meistens versuchen die Cafés ein Zuhause für Künstler und Alternative zu werden; durch billige „Kirchenpreise“ gelingt so etwas erfahrungsgemäß schnell. Hier treffen urbane Gestalten auf Gemeindeglieder hinter dem Tresen in einer wenig bedrohlichen Umgebung. Diese Cafés sind unglaublich produktive Orte, um aus Stammbesuchern Gruppen von Freunden zu etablieren, die sich treffen, um über Literatur oder Glaubensfragen zu reden oder einfach nur zusammenzusein. Niemand erwartet von Ihnen jemals, die Gemeindegemeinde zu betreten. Sie dürfen zu ihren eigenen Zeiten, unter ihren eigenen Bedingungen zusammenkommen und – so Gott will – nach und nach erwachsene Kirche werden.

Klingt blöd und gar nicht richtig nach Kirche? Ich frage mich, wann sich das letzte Mal jemand in einer Gemeinde unserer Landeskirche so willkommen und frei gefühlt hat, wie bei Starbucks in einen Sessel mit einem Pappbecher in der Hand, der seinen Namen trägt. Hier drückt ihm niemand ehrenamtliche Arbeit auf, niemand bittet ihn zu spenden. Starbucks macht Geld mit unaufdringlicher Gastfreundschaft. Die Kirche sollte auch ein Ort aufrichtiger Gastfreundschaft sein. Wenn die müden Seelen Europas sich in ein Café retten, dann doch wenigstens in ein christliches. Selbstverständlich, oder?

Das ist ja alles *common sense*. „Warum so ein Gewese von der Synode? Warum extra Pfarrer, die nur dafür da sind?“, höre ich oft von Freunden an meinem sehr traditionellen College fragen. Alles gesunder Menschenverstand! Und doch: Wann wart ihr das letzte Mal in einem Gemeindehaus, das nicht wie eine Mehrzweckhalle gewirkt hat? Ich bin noch Schlimmeres gewöhnt: DDR-Muff und Inneneinrichtungen aus den 70ern. Für demütige Fromme und die Obdachlosen, die ab und zu vorbeischaun, mehr als genug. Alles andere wäre ja ein Anbieten an die Konsumkultur.

Ein anderer Pionierpfarrer hat mich sehr beeindruckt. „Ich wollte zu den verzweifeltsten Menschen in England gehen, mit der perversesten Moral“ – Er ging in die „City of London“ zu den Bankern. Er hat eines der vielen verlassenen Kirchengebäude besetzt, ein Café eröffnet, am Mittag Entspannungsmeditationen angeboten und zu spirituellen Vorträgen eingeladen. Die Leute kamen, weil das nicht als traditionelle Kirche erkennbar war – nur als hipper Raum mit spirituellen Angeboten. Nach und nach kamen Anfragen an Glaubenskurse, christliche Meditation, und mittlerweile gibt es eine Kerngemeinde von etwas 50 Leuten, die vorm Bischof von London ihren Glauben bekannt haben. Sie haben keinen festen Sonntagsgottesdienst, beten meistens in der Stille, haben keinen Gemeindevorstand. Sie sind Kirche unter ihren eigenen Bedingungen und werden als solche akzeptiert.

Das – und nur das – ist das wirklich Neue und der Durchbruch, der mich so fasziniert.

Fresh Expressions

Die etablierte Staatskirche von England ist großzügig geworden. Kirche, wie der Erzbischof von Canterbury gesagt hat, ist überall da, wo Menschen dem Reich Gottes in Jesus näher kommen: Wertschätzung erleben am Küchentisch im Sozialghetto, diskutieren können über einer Tasse Kaffee ohne profitabel zu sein, ein wenig in die Stille lauschen können in einer geistlosen Hektik. Die Synode hat hier in England beschlossen, dass die ganze Kirche strukturell großzügig werden soll, fähig auf die Welt zu schauen und zu entdecken, wo Gott guten Boden bereitet. Das beeindruckt mich. Hat in unseren Strukturdebatten Großzügigkeit je eine Rolle gespielt?

Hier ist eine ganze theologische Kultur um die „freshexpressions“ entstanden. Cafés werden konstruiert als periphere Räume zwischen heilig und profan. Essen mit den Armen als inkarnatorisches Handeln. Meditieren mit postchristlichen Mittelklassebankern als Inkulturation des Heiligen Geistes. Es geht barthianisch und postmodern zu. Was auch immer man davon hält, missionarisches Handeln und großzügige Ekklesiologie sind hier im Herzen der Kirche und ihrer Theologie angekommen. Das hat hunderte kleiner „freshexpressions“ in England möglich gemacht, und neue Statistiken zeigen, dass sie tausende von Menschen zum großen Teil aus kirchenfremdem Hintergrund anziehen. Klingt gut, oder?

Ich weiß nicht, ob in Deutschland die Zeit reif ist für eine groß angelegte Kultur der Mission in den Kirchen. Weder die Theologie an den Fakultäten noch die Debatten in den Synoden befassen sich ernsthaft damit. Ich weiß aber, was ich mir für meine zukünftige Gemeinde wünsche: Großzügig soll sie sein und liebevoll auf die Menschen zugehen, die nicht zu ihr gehören.



ÖK Party für das Sozialprojekt "Jugendzentrum KROK in Bratislava" am 11.01.2013
v.l. Judit Feser, Max Noak, Jenny, Adrian Schleifenbaum, Christoph Hammann

Kontaktstudium in Heidelberg*

Andreas Kersting

Wie schnell sind die Monate meines Kontaktstudiums vergangen! Immerhin ein komplettes Semester, fast vier Monate. Anfang April, das Sommersemester vor Augen, hatte ich das Gefühl: wann hast Du das letzte Mal so viel Zeit für Dich allein gehabt? - Und je weiter die Zeit fortschritt, desto kürzer kam sie mir vor. Inzwischen ist das Kontaktstudium vorüber, und ich blicke auf eine sehr, sehr gefüllte, kostbare Zeit zurück. Ich versuche in aller gebotenen Kürze ein Resümee.

Mein herzliches Dankeschön gilt allen, die mir dieses Studiensemester ermöglicht haben: meiner Familie, meinen Pfarrkollegen und dem Presbyterium meiner Kirchengemeinde Jöllbeck, Superintendentin Burg vom Ev. Kirchenkreis Bielefeld, Oberkirchenrätin Wallmann und Herrn Dehmel, den für die Aus-, Fort- und Weiterbildung Verantwortlichen der Ev. Kirche von Westfalen, Herrn Kirchenrat Strack und Frau Stolz vom Dezernat für Personalförderung im EOK der Ev. Kirche in Baden sowie dem Studienleiter des Ökumenischen Wohnheims der Universität Heidelberg, Dr. Kliesch, und der Studienleiterin des Morata-Studienhauses, Frau Dr. Springhart für alle fürsorgliche, kompetente Studienbegleitung während des laufenden Semesters.

I. Das Studium

Für mich bedeutete die Möglichkeit, mein Kontaktstudium an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg zu absolvieren, gewissermaßen die Rückkehr zu meinen eigenen Wurzeln. Ich habe in der Zeit von 1984 bis 1987 an der Universität studiert und 1991 auch promoviert. So lag der besondere Reiz dieses Semesters darin, hautnah zu erleben, wie sich Studium und Studienort im Vergleich zu damals verändert haben.

Die Theologische Fakultät ist heute mit über siebenhundert Studierenden immer noch eine der größten Ausbildungsstätten in Deutschland für das Pfarramt der evangelischen Kirchen, für Evangelische Religion im gymnasialen Lehramt sowie für weitere theologische Studiengänge. Und doch ist die Zahl der Theologiestudierenden nur noch bestenfalls ein Viertel bis ein Drittel so hoch wie Mitte der 80er Jahre.

Als die älteste theologische Fakultät in Deutschland blickt die Heidelberger Theologische Fakultät auf eine besondere Tradition zurück. Die Atmosphäre ruhmreicher Vergangenheit ist besonders spürbar im selben alten Gestühl der Hörsäle, in dem ich schon Mitte der 80er Jahre gesessen habe, oder bei einem Rundgang durch die Alte Aula mit ihren Denkmälern früherer Wissenschaftler-Generationen!

Die heutige Fakultät besteht aus vier Instituten mit insgesamt fünfzehn Professuren. Alles in allem lehren und forschen an der Fakultät rund 60 Personen. Neben den klassischen theologischen Disziplinen Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie, Religionswissenschaft/Interkulturelle Theologie und Praktische Theologie geben das Ökumenische Institut und das Diakoniewissenschaftliche

Institut der Fakultät ein besonderes Profil.

Wenn ich die Gegenwart mit der Zeit in den 80er Jahren vergleiche, stelle ich fest, dass die Atmosphäre an der Hochschule auf der einen Seite privater, persönlicher geworden ist. Positiv ist zu bewerten, dass die Studierendenzahlen in den Hörsälen und Seminarräumen so überschaubar sind, dass in der Regel intensive Kontakte zwischen Dozenten und Studierenden möglich sind. Ausgesprochen freundlich und interessiert habe ich den Austausch mit uns Kontaktpfarrern erlebt. Bei den meisten Professoren besteht ein echtes Interesse am Dialog mit den Praxisleuten aus den Gemeinden und kirchlichen Diensten. Das hat mich sehr gefreut und das Semesterprogramm außerordentlich intensiv werden lassen.

Auf der anderen Seite – das bestätigen sowohl die heutigen Studierenden wie auch die Dozenten – ist das Klima an der Hochschule rauher geworden: Die Stundenpläne sind dichter, der Prüfungsdruck höher und die finanziellen Zwänge der Fakultät wie der einzelnen Studierenden und mancher Wissenschaftler im Mittelbau der Fakultät größer.

Studierende fragen heute immer öfter, wo muss ich welchen Leistungsnachweis für welche Punktzahl erbringen, anstatt welches Thema in welchem Fach bringt mich in meiner theologischen Existenz voran. So werden Fachidioten und Dienstler nach Vorschrift produziert statt auskunftsfähige, mündige Theologinnen und Theologen. Diese nicht nur aus meiner Sicht fatale Entwicklung ist wohl eine Folge des Bologna-Prozesses samt dem aus ihm resultierenden Modulsystem in den Bachelor- und Master-Studienplänen. Hier sind m. E. die Ausbildungsdezernate der ev. Landeskirchen gefordert, ihren Einfluss geltend zu machen, um für den Fachbereich Theologie Freiräume für selbstbestimmtes Studieren zu erhalten und den angesprochenen Tendenzen kritisch entgegenzuwirken!

Im Fachbereich Ev. Theologie wird heute sehr viel mehr interdisziplinär, d. h. im Austausch mit anderen Wissenschaftsdisziplinen, z. B. Medizin, den Naturwissenschaften, Rechts- und Sozialwissenschaften, gearbeitet, anders noch als in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts. Das ist ein wesentliches Kriterium für Mittelzuweisungen im Rahmen des Exzellenzinitiativprogramms des Bundes, an dem auch die Universität Heidelberg teilnimmt.

Auch werden viel intensiver als zu meiner Studienzeit die angloamerikanische Forschung und deren Veröffentlichungen wahrgenommen. Ein Beispiel, wo das erfolgreich geschieht, ist das FIIT - Research Center for International and Interdisciplinary Theology in Heidelberg, das vom emeritierten Systematiker Michael Welker geleitet wird.

II. Lebensgemeinschaft im Kontaktstudium

Ich bin der badischen Landeskirche sehr dankbar dafür, dass sie mir als Gast die Möglichkeit eingeräumt hat, an ihrem Kontaktstudienprogramm teilzunehmen. Der Gaststatus, der mir in Heidelberg dankenswerter Weise eingeräumt worden ist, war und ist eine Ausnahme! Die Folge dieser Ausnahmeregelung bedeutete für mich, dass ich nicht wie die Kollegen im Morata-Haus wohnen konnte, sondern mir ein Zimmer extern be-

sorgen musste.

Diese ursprüngliche Erschwernis hat sich allerdings schnell zu einem Glücksfall entwickelt. Ich konnte für die Dauer des Sommersemesters ein kleines Dozenten-Gästezimmer im Ökumenischen Wohnheim, angegliedert an das Ökumenische Institut der Universität, in der Heidelberger Altstadt mieten. Hier war ich auf engem Raum (12 qm mit Dachschräge, Dusche und Toilette auf dem Flur) unmittelbar mit Studierenden, Stipendiaten und Doktoranden aus „aller Herren Länder“ untergebracht. Gemeinsam leben unter einem Dach derzeit eine Bangladeshi, eine Pakistanin, zwei Japaner, eine Chinesin, eine Weißrussin, ein Slowake, ein Pole und ein Italiener mit einigen deutschen Studierenden verschiedener Fachrichtungen. Zweitsprache ist Englisch, eine kunterbunte Mischung! Und zugleich ein geniales Projekt! Denn Teil dieser Gemeinschaft zu sein und mitzuerleben, wie Menschen unterschiedlichster Kultur, Konfession und Herkunft achtsam und freundschaftlich miteinander umgehen und eine Lebens-, dazu auch geistliche Gemeinschaft bilden können, hat mich tief beeindruckt und bereichert.

Viel dazu beigetragen hat allerdings die Studienleiterfamilie Dr. Fabian und Katrin Kliesch, die sich mit ganz viel Fürsorge, Engagement und Herzblut in dieses ökumenische Projekt hineinbegeben hat, jeder Bewohnerin, jedem Bewohner nachgeht – und der ich für alle freundschaftliche Begleitung in diesen Monaten sehr zu danken habe!

Nicht vergessen werden soll, dass das Kontaktstudium auch abseits des Theologierens einen hohen Erholungswert besitzt. Die Stadt Heidelberg, der Odenwald, das Neckartal und die Rheinebene mit ihren wunderschönen historischen Orten wie Schwetzingen, Speyer, Ladenburg etc. - all diese Orte zu erkunden, war selbst in einem für Heidelberger Verhältnisse nassen und kalten Frühsommer ein Genuss.

III. Fazit

Was nehme ich also aus dem Kontaktstudium in meinen Gemeindealltag mit?

- viele Themen und Anregungen für Vorträge und Gespräche, die ich auch in Gruppen und Foren meiner Gemeinde nutzen werde
- die Erkenntnis, in einer ganzen Reihe von Fachbereichen der Theologie wieder auf dem Stand der Forschung zu sein
- neue Freunde aus dem Kreis der Kolleginnen und Kollegen einer anderen Kirche gewonnen zu haben
- noch nicht zu alt zu sein für den Diskurs mit jungen Menschen
- gestärkt an Körper und Geist in die Anstrengungen des Gemeindedienstes zurückkehren zu können
- die Erkenntnis, dass Getrenntsein von der Familie nur vorübergehend erträglich ist
- eine der schönsten Zeiten meines Lebens der vergangenen Jahre

* Der Autor, Dr. Andreas Kersting, absolvierte im Sommersemester 2013 ein Kontaktstudium an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg als Gast, da er in der Ev.-luth. Kirchengemeinde Jöllenbeck, Böckmannsfeld 53a, 33739 Bielefeld tätig ist. Andreas Kersting ist neues Mitglied im Freundeskreis.

Wärmestrom aus Rom

Stefan Seidel

Papst Franziskus erobert die Herzen im Sturm. Er begeistert die Menschen – weit über die Grenzen seiner Kirche hinaus. Kommt die ganze Kirche in Bewegung?

Seit einem halben Jahr ist der argentinische Kardinal Jorge Mario Bergoglio Papst. Und seit einem halben Jahr kommt die Welt aus dem Staunen über diesen neuen Franziskus nicht mehr heraus. Es ist, als hätte der vitale 76-Jährige seine Kirche aus einem Dornröschenschlaf geweckt. Plötzlich kommen aus Rom keine moralinsauren Mahnungen und Abgrenzungsbemühungen mehr, sondern zärtliche Worte und berührende Gesten der Liebe.

Schon als sich Bergoglio unmittelbar nach seiner Wahl zum Papst weigerte, den verzierten purpurnen Herrscherumhang anzulegen und das prunkende Goldkreuz zu tragen, war klar: Mit diesem Papst beginnt etwas Neues. Die Wahl des Papstnamens ist programmatisch: »Wie sehr wünschte ich eine arme Kirche, die für die Armen da ist«, erklärte Papst Franziskus und ließ Taten folgen: Fußwaschung im Gefängnis, öffentliche Paraden im einfachen Auto, Predigt in Lampedusa. Die Herzen fliegen ihm zu. Nicht zuletzt dank seiner Worte, die sich verbreiten wie Lauffeuer: »Wer bin ich, über einen homosexuellen Menschen zu richten?« Oder: »Derjenige bestiehlt die Armen, der seine Güter nicht mit ihnen teilt.«

Fast im Handumdrehen verpasste Franziskus seiner erstarrt und weltfremd gewordenen Kirche ein menschliches Antlitz.

Wer ist dieser Papst und was ist von ihm zu erwarten? Um das zu erfahren, muss man das erste ausführliche Interview lesen, das Franziskus nach seinem Amtsantritt gegeben hat. Darin spricht er offen über seinen Glauben und seine Träume für die Kirche.

Es wird deutlich: Franziskus versteht sich zuerst als Arzt seiner durch Skandale und Hartherzigkeiten beschädigten Kirche: »Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss die Wunden heilen und die Herzen der Menschen wärmen.«

Doch auf konkrete Reformen will er sich noch nicht festlegen. Er betont: »Die erste Reform muss die der Einstellung sein.« Ihm gehe es, wie er betont, nicht um Verhütungsmethoden und homosexuelle Ehen, sondern um einen Geist der Barmherzigkeit, um das Wiedererlernen des Weinens und des Mitleids, kurz: um »die Verkündigung der heilbringenden Liebe Gottes«.

In diesem Sinne geht der Franziskus von Rom voran, als »ein Sünder, den der Herr angeschaut hat«, als ein »Bruder unter Brüdern«, der die Nächstenliebe in den höchsten Rang heben möchte. Der Kurswechsel dürfte in dieser geistlichen Haltung zu erblicken sein. Franziskus träumt von einer Kirche, die sich nicht »in kleine Vorschriften ein-

schließen lässt«. Er fordert: »Wir dürfen die Universalkirche nicht auf ein schützendes Maß unserer Mittelmäßigkeit reduzieren.«

Noch ist nicht ausgemacht, ob Franziskus tatsächlich die Gleichberechtigung der Frauen und Homosexuellen in der Kirche vorantreiben wird. Es gibt bislang nur zarte Hinweise darauf, wenn er sagt: »Die Räume einer einschneidenden weiblichen Präsenz in der Kirche müssen erweitert werden.« Doch der Papst beteuert ebenso, in diesen Fragen »ein Sohn der Kirche« zu sein. Auch in Sachen ökumenischer Annäherung lässt sich derzeit noch wenig über den päpstlichen Kurs sagen.

Einzig dieses: Die Eiszeit, in der man vom Papst nur unfehlbare Verlautbarungen zum einzig wahren Kirchesein hörte, ist vorbei. Die Tore zu Dialog und Veränderungen stehen offen. In Rom scheint ein geistlicher Wärmestrom aufzubrechen, der auch evangelische Christen und nichtgläubige Menschen wärmen könnte.

Buchhinweis: Antonio Spadaro: Das Interview mit Papst Franziskus. Herder Verlag 2013, 80 Seiten, 5 Euro.



Mehr Jesus als Rom

Stefan Seidel

Der neue Papst vom anderen Ende der Welt hat Großes vor: Der Kirche eine neue Gestalt zu geben – und für die Armen zu streiten. Was der vom Vatikan gemäßregelte brasilianische Theologe Leonardo Boff von Franziskus erwartet.

Herr Boff, Papst Franziskus kommt wie Sie aus Lateinamerika. Erklären Sie uns diesen Mann.

Leonardo Boff: Franziskus kommt aus Lateinamerika, wo ein anderes Bild von Kirche entwickelt worden ist. Er ist mehr Pastor als Gelehrter. Er kommt aus der Erfahrung mit den Armen und deren Befreiung. Franziskus verbindet sich also mehr mit der Tradition Jesu als mit der römisch-katholischen Religion.

Welche Veränderungen wird er in der Kirche vollziehen?

Boff: Es ist nicht ohne Bedeutung, dass Jorge Bergoglio den Namen Franziskus gewählt hat. Franziskus ist mehr als ein Name. Das bedeutet ein neues Modell von der Kirche und von der Welt im Geiste des Heiligen von Assisi. Es ist eine Kirche ohne Machtapparat, ohne die Arroganz, sich für die einzig wahre Kirche zu halten, und es ist eine Kirche an der Seite der Armen.

Wie soll diese Kirche aussehen?

Boff: Der neue Papst hat immer arm gelebt. Er wohnte nie in einem bischöflichen Palast, hat nie eine Limousine benutzt, sondern die U-Bahn oder die Busse. Er besuchte ohne Sicherheitsleute die Slums und unterhielt sich gerne mit den einfachen Leuten. Er hat mit der argentinischen Präsidentin gestritten, weil er sagte, man könne die Probleme der Armen nur mit sozialer Gerechtigkeit lösen.

Bedeutet das die Einkehr der Befreiungstheologie in den Vatikan, nachdem die Vorgängerpäpste diese verurteilt haben?

Boff: Franziskus benutzt kaum das Wort Befreiungstheologie, weil das in Argentinien »Theologie des Volkes« genannt wurde. Aber er stellt das zentrale Merkmal der Befreiungstheologie in den Mittelpunkt: die vorrangige Option für die Armen. Dass er am 11. September einen der Begründer der Befreiungstheologie, Gustavo Gutierrez, zu einer privaten Audienz empfangen hat, ist ein Zeichen dafür, dass er sich in der Linie der Befreiungstheologie versteht.

Möchte Franziskus tatsächlich die Weltwirtschaft ändern?

Boff: Papst Franziskus übt dieselbe Kritik gegen die auf Börsenspekulation gegründete Wirtschaft, die die lateinamerikanischen Kirchen geübt haben. Er kennt, wie alle aus Lateinamerika, die Erfahrung einer wildgewordenen kapitalistischen Ordnung und prangert diese perverse Situation mit prophetischer Stimme an.

Hat Franziskus überhaupt die Kraft und die Möglichkeit, eine Kirche an der Seite der Armen zu schaffen?

Boff: Er hat die Zärtlichkeit des Franziskus von Assisi und zugleich die Klugheit eines Jesuiten. Er will nicht mehr monarchisch die Kirche führen, sondern synodal und kollegial. Das ist ganz neu in der Geschichte der Kirche. Die Kirche wird nach diesem Papst sicherlich anders sein, als sie vorher gewesen ist: demokratischer, näher am Volk und mit einer größeren Beteiligung der Frauen.

Ist auch eine ökumenische Annäherung in Sicht?

Boff: Ich glaube, dass Papst Franziskus eine allgemeine Versammlung aller Kirchen einberufen wird, damit das ganze Christentum seinen Ort in der neuen Phase der Geschichte bestimmen soll. Alle Kirchen sind westlich geprägt, und es ist höchste Zeit, dass das Christentum sich in allen Kulturen verkörpert und das Evangelium in allen Sprachen verkündet wird. Ich glaube nicht, dass dabei die dogmatischen Unterschiede zwischen den verschiedenen Kirchen eine große Rolle spielen werden, sondern dass man sich zusammenschließt für die Bewahrung des bedrohten Lebens auf der Erde.

Wie schwer lastet das Erbe der zwei Vorgängerpäpste auf Franziskus und seiner Kirche?

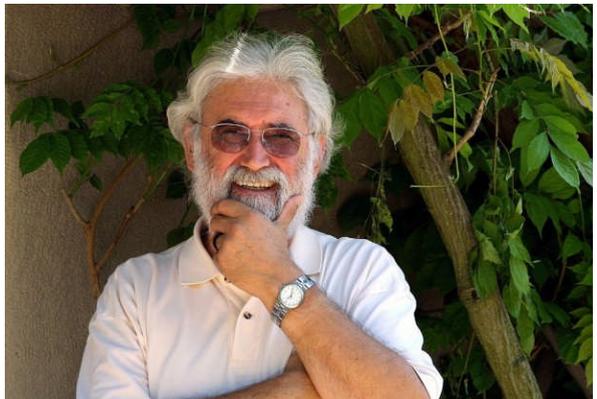
Boff: Man muss davon ausgehen, dass Papst Franziskus nicht aus der alten europäischen Kirchentradition kommt. Er hat mit den kirchenpolitischen Haltungen der traditionellen Kirchen nichts zu tun. Wir haben nicht die Last der europäischen christlichen Tradition. Deswegen fühlt sich der Papst Franziskus ganz frei, neue Wege und Haltungen aufzumachen.

Worin sehen Sie die dringenden kirchlichen Aufgaben dieser Zeit?

Boff: Alle Kirchen müssen sich so organisieren, dass sie nicht für sich selbst leben, sondern für die anderen, damit die Hoffnung innerhalb einer so trostlosen Welt einen Raum hat.

Wird Papst Franziskus auch die ganze Schöpfung im Blick haben?

Boff: Gewiss wird der Papst die Christen zu einer neuen Haltung der Natur gegenüber ermuntern, damit sie mehr Respekt, mehr Achtsamkeit und mehr Liebe zu der Mutter Erde zeigen. Denn wir stehen wie nie zuvor in der menschlichen Geschichte in der Gefahr, uns als Gattung selbst zu ermorden.



Hausabende

Sommersemester 2013

16.04.2013	ERÖFFNUNGSKONVENT
23.04.2013	DR. LEYANNA AJI (Medical Doctor from Kerala /India): Syrian Orthodox Female Doctor in India. Challenges and Hopes
30.04.2013	MATTHIAS SCHÄRR (Vorstand Evangelische Stadtmission Heidelberg): 150 Jahre bewegende Geschichte: Stadtmission Heidelberg
07.05.2013	PROF. DR. MED. DR. PHIL. THOMAS FUCHS, Heidelberg: Die Zeitlosigkeit des Glücks
14.05.2013	PROF. DR. OLAF BLASCHKE, Heidelberg/Trier: Kirche unter dem Hakenkreuz
21.05.2013	KANGWON LEE: Studierende über ihr Land, Frömmigkeit und Kultur in Südkorea
28.05.2013	DR. BRIGITTE SCHLEHOFER: Burnout – nicht nur nach dem Studium
04.06.2013	RICHARD BLÄSE: Pilgern als systemische, künstlerische Therapie
11.06.2013	DR. GERNOT MEIER (Ev. Akad. Baden) MONIKA HAUTZINGER, Heidelberg: Umgang mit religiöser Gegenwartskultur: Sekten und Psychogruppen nicht nur in Heidelberg
18.06.2013	NADJA SMIRNOW: Studierende über ihr Land, Weißrussische Kultur und Geschichte
25.06.2013	KATHARINA MENGE: Adoption aus der Perspektive der gefundenen Fuchse
02.07.2013	DOROTHEE RODENHÄUSER (FEST, Heidelberg): Nachhaltigkeit: Was wir wissen, messen und müssen
09.07.2013	DR. CARINA VOGEL (Career Service Uni Heidelberg): Gedächtnistraining
17.07.2013	ABSCHLUSSKONVENT

Wintersemester 2013/14

15.10.2013	ERÖFFNUNGSKONVENT
22.10.2013	GESPRÄCHSABEND MIT PROF. DR. MICHAEL PLATHOW, Heidelberg: Erinnerungen und Visionen des „Ökumenischen Wohnheims“
29.10.2013	PAULINO MIGUELE (Forum der Kulturen Stuttgart): Entwicklungspolitik von Migranten für Migranten für die Eine Welt
05.11.2013	GESPRÄCHSABEND MIT OEKI CHERYL SULTAN, PH.D.: Pakistan's Culture and Religions
12.11.2013	STUD. THEOL. ANNA HABERMANN, STUD. THEOL. SARAH SCHROEDER (Steward): Eindrücke und Erfahrungen von der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan/Südkorea
19.11.2013	PROF. DR. FRITZ LIENHARD, Heidelberg: Das Verhältnis Kirche und Staat – Geschichte und aktuelle Konzepte
26.11.2013	PROF. DR. MICHAEL BERGUNDER, Heidelberg: Koranauslegung in der zeitgenössischen islamischen Theologie
03.12.2013	DIETER FESER (Vorstandsvorsitzender der Nikolauspflege Stuttgart): Von der Integration zur Inklusion – Behinderte Menschen in Deutschland
10.12.2013	HANNA REICHEL (Promov. Theol., Uni Halle-Wittenberg): Schrift und Empirie – Postkoloniale Perspektiven in der Bibel, aus der Bibel und auf die Bibel
17.12.2013	OFFENER GESPRÄCHSABEND MIT ADVENTSLIEDERN UND PLÄTZCHEN
07.01.2014	OFFENER GESPRÄCHSABEND MIT JACQUELINE PURIFICATION (OEKI): Bangladesh – Land der Mangroven, der Literatur und der vielen Feste
14.01.2014	ARNGARD UTA ENGELMANN (Evang. Akad. Baden): Organspende - Wie soll ich mich entscheiden als Bürger, Christ, Angehöriger?
21.01.2014	STUDIERENDE VON DR. SANDRA KLUWE (Germanistik Uni Heidelberg): Identitätsbilder – Wer bin ich und wenn ja, wie viele?
28.01.2014	SCHLOSSFÜHRUNG: Von Päpsten, Prinzen und Protestanten
04.02.2014	ABSCHLUSSKONVENT: Gottesdienst und Verabschiedung der Ausziehenden

Kurzkommentare zu Hausabenden

Kemalismus und politischer Islam in der Türkei – Vortrag am 30. Oktober 2012 von Tobias Löffler

Christoph Hammann

Heute trägt der Öki Tobias Löffler vor. Sein Thema „Kemalismus und politischer Islam in der Türkei“ ist ein sehr persönliches Thema, war Tobias doch selbst im Jahr 2005 in der Türkei.

Der Vortrag beginnt mit der in der Türkei häufig zu findenden Parole „Atatürk ist überall“. Wer war dieser Mustafa Kemal Atatürk (1881-1938)? Kemal ist ein Spitzname, der ihm schon in der Schule gegeben wurde. Er wurde geboren 1881 in Saloniki in ärmlichen Verhältnissen. Nach mehreren Schulpausen entschließt er sich dazu, eine Militärlaufbahn einzuschlagen. Hierin ist er auch sehr erfolgreich. Ab 1899 ist er Militäranwärter an der Militärakademie in Istanbul. Atatürk beteiligt sich an der jungtürkischen Oppositionsbewegung, in der u. a. die Gleichstellung der Frau verfochten wird. Doch Atatürk wird 1906 verhaftet und nach Syrien strafversetzt. Er engagiert sich daraufhin in einer Geheimzeitung und in geheimen Versammlungen. An dem Putschversuch gegen den Sultan Abdül Hamid II. im Jahre 1908 kann sich Atatürk aber nicht beteiligen. Im Balkankrieg 1912/13 macht er sich erfolgreich bei der Verteidigung der Dardanellen verdient, die für die Türkei und die anderen umliegenden Ländern immer schon eine strategisch wichtige Stellung hatten, da sie einen eisfreien Zugang zum Mittelmeer eröffneten.

Das Osmanische Reich, das sich 1914 noch über einen weiten Raum erstreckte, schrumpfte 1918 in sich zusammen. 1918 wird Atatürk zum Führer der türkischen aufständischen Truppenteile gegen den Diktatfrieden von Sèvres. Nach diesem Frieden hätte es einen eigenen armenischen Staat gegeben, und das türkische Stammland wäre nur noch ein Flecken geblieben.

1920 wird die Große Türkische Nationalversammlung durch türkische Nationalisten in Ankara einberufen, der Atatürk als Präsident vorstand. Das gefällt den Alliierten natürlich gar nicht und sie lassen Izmir durch Griechenland besetzen. Doch die türkischen Truppen siegen gegen die Armenier 1920 und die Griechen 1921 (südwestlich von Ankara). Die Zahl griechischer Flüchtlinge beträgt 1,3 Millionen. Mit dem Friedensvertrag von Lausanne 1923 wird der Türkei die volle territoriale Souveränität gegeben.

Die türkische Nationalhymne, der Unabhängigkeitsmarsch, vertritt einen totalen Anspruch und speist sich gerade auch aus den Ideen und Kategorien, die in den kemalistischen Reformen vorherrschten: Nationalismus, Laizismus, Reformismus, Republikanismus, Populismus und Etatismus. Nach türkischer Vorstellung war es letztlich die (rückständige) Religion und insbesondere das Kalifat, das zur Niederlage der Türkei im

Ersten Weltkrieg geführt hat. Man soll so nach Atatürk sich nicht mehr als religiös definieren, sondern als Türke, als Bestandteil des türkischen Staates. Man versucht den Islam immer mehr zurückzudrängen, wobei das Ziel in der Schaffung eines westlichen Nationalstaates besteht. Der Islam gilt als rückständig, und daher möchte man auch die traditionelle muslimische Kleidung zurückdrängen. Insgesamt sollte mit dem Kemalismus eine „orientalische“ Mentalität bekämpft werden.

In neuerer Zeit hat der Kemalismus in der Türkei deutlich an Stärke eingebüßt. Atatürk gilt nicht mehr als der unumstrittene Vater der Nation und spielt im öffentlichen Leben nicht mehr die gleiche Rolle wie noch vor einigen Jahrzehnten. Die jetzige Regierung versucht eher wieder zu sagen, dass auch die Religion im Staat eine Rolle innehaben solle, und wendet sich gegen den Kemalismus. Genauso wie in den Hochphasen des Kemalismus ist heute die Meinungsfreiheit ein sehr großes Problem, was sich auch an den harten Strafen gegen die Putschversuche des Militärs zeigen lässt.

Die Frage, ob die Türkei zu Europa gehören soll oder nicht, ist auch ein Problem in der Türkei. Denn der massive Kemalismus sagt, dass eine in Europa eingebundene Türkei ihre Staatssouveränität verlieren und darüber hinaus auch gemeinsame Sache mit den Griechen machen würde. Die jetzige Regierung lässt nunmehr den zunächst attraktiv erscheinenden Gedanken an einen Anschluss an Europa mehr und mehr fahren, da sie erkannt hat, wie groß ihre außenpolitischen Spielräume sind. Parteien wie die CDU/CSU sehen Erdogans Staat auf Grund seiner außenpolitischen Unberechenbarkeit und seines „Säbelrasselns“ gegen andere Staaten als zweites Osmanisches Reich an.

Insgesamt zeigt das kemalistische Modell, dass man die Religion und die freie Ausübung von Religion, wenn man sie eindämmt, in irgendeiner Weise kompensieren muss, aber niemals ganz zurückdrängen kann.

Besuch in der Diakoniestraße Plöck bei Pfr. Florian Barth, 27.11.2012

Christoph Hammann

Der heutige Abend führt die BewohnerInnen des Ökumenischen Wohnheims in *die* Diakoniestraße Heidelbergs, die Plöck, die den meisten Studierenden durch mehr oder weniger halsbrecherische Fahrradfahrten bekannt sein dürfte. Der Pfarrer der dortigen Kappellengemeinde, Florian Barth, ein gebürtiger Schwabe, der nunmehr im Badischen heimisch geworden ist, hat sich bereit erklärt, uns von den Tätigkeiten in den diakonischen Einrichtungen, vom Gemeindeleben und seinem Pfarrdienst, den er mit großem Engagement wahrnimmt, zu berichten. Dabei bildet ein Besuch in der Kirche der „Kappelle“, dem geistlichen Zentrum der Gemeinde, den Ausgangspunkt für unsere Tour. Hier berichtet uns Herr Barth unter anderem auch über den neuen Altar der Kirche und die mit der Einführung dieses neuen Altars verbundenen Schwierigkeiten v. a. für die älteren Gemeindemitglieder; hieran schließt sich ein Gang durch die diakonischen Einrichtungen an.

Anders als die drei anderen großen Gemeinden in der Heidelberger Altstadt, die zur Heiliggeistkirche, zur Peterskirche und zur Providenzkirche gehören, hat sich die Kappellengemeinde seit ihrer Gründung einem betont diakonischen Profil verschrieben und bezeichnet sich selbst als die „geistliche Wurzel“ der Evangelischen Stadtmission Heidelberg.

Neben einem eingruppigen Kindergarten und einer dreigruppigen Kinderkrippe, in welcher das „Berliner Modell“ Anwendung findet, ist von besonderer Wichtigkeit ein von der Gemeinde eingerichteter Kirchenladen, welcher „Manna“ heißt und der jede Woche von Montag bis Freitag (9:30-12:30 Uhr) Obdachlosen, Einsamen und Gemeinschaft Suchenden Gelegenheit zu Gesprächen und zum Zusammensein gibt. Außerdem wird hier Kaffee zu erschwinglichen Preisen verkauft. Dass der warme Kaffee nicht einfach verschenkt, sondern verkauft wird, ist, wie Herr Barth aus eigener Erfahrung sagen kann, deswegen wichtig, weil es das Selbstwertgefühl der BesucherInnen wahrt, wenn man für das, was man bekommt, auch etwas – und sei es auch eine kleinere Zahlung – leisten muss.

Zudem bieten ehrenamtliche Mitarbeiter Kurse im „Manna“-Treff an, die ein regelmäßiges und kostenfreies Bildungsprogramm darstellen und im Zuge derer die DozentInnen ihre Fähigkeiten an Lernwillige weitergeben und so ein Lernen ohne jeglichen Leistungszwang ermöglichen sollen. Momentan können etwa folgende Kurse besucht werden: „Discussion en français“, „Aquarellmalerei“ oder auch „English Conversation“.

Der Mittelpunkt des Wappens der Kapellengemeinde ist ein weißes Lamm, und Florian Barth ist es wichtig, zu betonen, dass dieses für Christus stehende und für uns dahingegebene Lamm die theologische Mitte der Diakonie ausmacht, da auch die Kapellengemeinde ihren Auftrag, eine dem Gebot zur Nächstenliebe entsprechende Diakonie zu realisieren, von Jesus Christus erhalten hat.

Studierende stellen ihr Land vor: Lu Pei über China, 11.12.2012

Christoph Hammann

Heute stellt unsere Mitbewohnerin Lu Pei ihr Land vor, China. Lu Pei hatte vor ihrem Wechsel nach Heidelberg seit 2006 an der Universität Peking Jura studiert.

Neben Peking sind die wichtigsten Städte Chinas, so Lu Pei, Shanghai mit 25 Mio. Einwohnern sowie Hongkong mit mehr als sieben Mio. Einwohnern. Der bekannteste Fluss Chinas ist der Jantsekiang, der mit über 6000 Kilometern Länge auch der drittlängste Strom der Erde ist.

Lu Pei hat eine Schwester, auch wenn es in China gesetzlich verboten bzw. mit Nachteilen verbunden ist, Geschwister zu haben, da ansonsten die Größe der Bevölkerung zu stark anwachsen würde. Aus diesem Grunde wurde ihre Familie auch mit einer Geldstrafe belegt.

Zur Sprache Chinas: Der am weitesten verbreitete *Dialekt* ist das Hochchinesisch (Mandarin), in welchem vier verschiedene Tonlagen vorkommen. Die Töne sind manchmal für die Bedeutung der Wörter entscheidend, bedeuten doch zwei exakt gleich geschriebene Wörter nur deswegen etwas gänzlich anderes, weil eine unterschiedliche Betonung vorliegt. Während in der deutschen Sprache die Grammatik für die Deutsch lernenden Chinesen anspruchsvoll ist, sind es im Chinesischen die Wörter sowie die Vielzahl der Schriftzeichen (über 10 000), die die meisten Probleme bereiten. Auch die Töne sind sehr schwer für Ausländer zu unterscheiden.

Das Frühjahrsfest ist das wichtigste Fest für die Chinesen, dessen Beginn immer auf einen Neumond zwischen dem 21. Januar und dem 21. Februar fällt. Zum Frühjahrsfest erzählt man sich eine alte Legende, nach welcher jedes Jahr zu dieser Zeit ein hungriges Monster kommt, vor dem man sich nur damit schützen kann, indem man sich rot anzieht und damit eine Farbe anlegt, die das Monster scheut.

Das Frühjahrsfest ist in China ein Familienfest, das eine lange Vorbereitung erforderlich macht. Es werden Spruchbänder auf die Häuser gehängt, die Häuser müssen gereinigt werden, und die Familien bereiten sich ganze zwei Wochen darauf vor. Die Kinder bekommen Geldgeschenke, solange sie noch nicht verheiratet sind oder Geld verdienen. Zudem ist es Sitte, die eigenen Eltern mit Komplimenten zu begrüßen. Am 15. Tag, dem letzten Tag des Frühjahrsfestes, isst man Tangyan, eine entfernte chinesische Variante unserer Germknödel.

Im Vergleich zu Deutschland ist es in China streng untersagt, sich beim Essen die Nase zu schneuzen; dagegen ist es üblich, laut beim Essen zu reden und zu rülpsen. Die allgemeine Vorstellung, die Chinesen von *dem* Deutschen haben, ist die eines Alkohol trinkenden, Fleisch essenden und einen Jägerhut tragenden Menschen.

In China ist die Idealvorstellung diejenige einer möglichst weißen Haut, während bei uns Deutschen eine gebräunte Haut als schön empfunden wird. Wenn es in deutschen Familien den Kindern erlaubt wird, eigene Entscheidungen zu treffen, gilt dies für China überhaupt nicht, da die Eltern der Ansicht sind, alles für ihre Kinder entscheiden zu müssen. In China ist es zudem gang und gäbe, die Eltern, wenn sie schon alt sind, bei sich wohnen zu lassen. Und wenn bekannt wird, dass alt gewordene Menschen in ein Pflegeheim gehen müssen, wird dies mit sozial-rechtlichen Abzügen bestraft. Was die Ernährungsgewohnheiten betrifft, so essen Chinesen dreimal am Tag warm, während die Deutschen meistens nur mittags ein warmes Essen genießen. In Deutschland legt man einen sehr großen Wert auf Diskretion und die eigene Privatsphäre, während dies in China nicht der Fall ist. Lu Pei z. B. wurde einmal von drei (offensichtlich sehr hilfsbereiten) Freunden, die sie nicht alleine gehen lassen wollten, zum Hausarzt begleitet.

150 Jahre Stadtmission Heidelberg, 30.4.2013

Leonard Ernst

Mit diesem Hausabend kehrte wohl nach den Einführungsveranstaltungen endgültig Routine in das Wohnheimleben ein; die neuen Bewohner erlebten den ersten „richtigen“ Dienstagabend und auch die älteren Bewohner freuten sich darüber, dass man wieder endgültig zurück im Ök-Alltag war und jeder hatte das Gefühl, dass spätestens an diesem Tag das Semester wieder richtig begonnen hatte.

Der Abend wurde eingeleitet von einer Andacht, die von dem sich im Fortbildungsstudium befindenden Pfarrer Andreas Kersting gestaltet wurde. Themen waren der Begriff „Genügsamkeit“ im Christentum und natürlich auch der am nächsten Tag beginnende Kirchentag.

Das Essen verdient in diesem Bericht eine besondere Erwähnung: Die beiden chinesischen Bewohner Pei und Amelia entschieden sich dazu, nicht eine einfache Mahlzeit zuzubereiten, sondern eher ein komplettes über den Tag vorbereitetes Menü zu servieren, mit dem man ein kleines Kochbuch füllen könnte. Nur Reis stand interessanterweise nicht auf dem Speiseplan, dafür aber Maultaschen, chinesische Nudeln, Fleisch (bei dem allgemein angenommen wurde, dass Pei die Begriffe „Schwein“ und „Hund“ nur unabsichtlich vertauscht hatte), Auberginen und noch vieles mehr. Allerdings flößte die Sojasauce einigen eingesessenen Ökis etwas Angst ein, da diese angeblich schon länger im Gebäude auffindbar ist als Fabian.

Nach dem Essen (aber noch vor dem Nachtsch!) schließlich hielt Herr Matthias Schärr von der Heidelberger Stadtmission eine hochinteressante Präsentation über ebendiese. Hierbei wurde sehr deutlich, dass man bei Bedarf auch aus einem scheinbar abseitigen Gebiet der Heidelberger Stadtgeschichte ein abendfüllendes Programm gestalten kann, da diese Mission schon seit dem 18. Jahrhundert existiert und sehr komplex in mehrere Untergruppen untergliedert ist. Interessant war auch, dass der Begriff „Mission“ durchaus nicht eindeutig besetzt ist, sondern mehrere Bedeutungen haben kann. Nach der Präsentation folgte die obligatorische Diskussion, während außerdem leise untereinander die neuesten Nachrichten aus dem Halbfinalrückspiel Dortmund-Madrid ausgetauscht wurden.

Die Zeitlosigkeit des Glücks, 7.5.2013

Judith Raisch

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“, so beschreibt schon Schiller den Zusammenhang zwischen Glück und Zeiterleben. Herrn Prof. Dr. med. Dr. phil. Thomas Fuchs und seinem Vortrag zur "Zeitlosigkeit des Glücks" räumten wir an diesem Hausabend ein-einhalb Stunden ein - „Der Vortrag selbst muss ja nicht glücklich machen.“ meint der Referent dazu lachend.

„Was ist denn überhaupt die Zeit?“ fragt der pensionierte Professor der Universität Heidelberg und spricht daraufhin von zwei verschiedenen Zeitdimensionen: der expliziten und der impliziten Zeit. In einem impliziten Zeiterleben befände sich etwa das spielende Kind, absorbiert vom gegenwärtigen Erleben. In diesem „unbewussten Modus der Zeitlosigkeit“ leben wir die Zeit, wir haben sie nicht – sie erscheint als „Bewegung des Lebens selbst“. In der Vertiefung ins Spielen, Tanzen oder Segeln, wo sich jedes Zeiterleben verliert, lägen die Momente intensiven Glücks. Wird dieses implizite Zeiterleben durchbrochen durch Erschrecken, einen Verlust oder durch Scham, so trennten Trauer und Reue in Form des „nicht mehr“, oder die Sehnsucht des „noch nicht“ die Gegenwart vom Vergangenen und Zukünftigen. Aus der Aufhebung der impliziten entstehe so die explizite Zeit, mit Planungen, Absprachen und Terminen: Eine „despotische Macht, die über uns herrscht“, so Fuchs, die zudem den Tod und die Vergänglichkeit in sich berge.

Im Auseinanderfallen von implizit gelebter und explizit gegebener Zeit liege auch ein gewichtiger Grund für tiefes Unglücklichsein. Depressive etwa hätten das Gefühl in ihrer impliziten Zeit stehenzubleiben, während die mit der Umwelt gemeinsame, explizite Zeit weiterliefe und so zur unerträglichen Last werde. In der Erstarrung, dem Auf-der-Stelle-Treten könnte Negatives nicht hinter sich gelassen werden, Schuld und Vergangenheit gewännen immer mehr Macht.

Ist die Vergangenheit nun also der Feind des Glücks? Gibt es Glück nur in einem Flow-Erleben der Zeitvergessenheit? Nicht nur, denn noch tieferes Glück könne laut Fuchs dadurch entstehen, dass im gegenwärtigen Augenblick ein vergangener Moment wiederauflebe. Wie sich der Protagonist in Prousts „Die Suche nach der verlorenen Zeit“ im Schmecken einer teegetränkten Madeleine dem Glück seiner Kindheit wieder gewahr werde, könnten sich Vergangenheit und Gegenwart in einem Moment übereinanderlegen und so eine neue Zeit formen, die alle Schichten des Lebens durchdringe. Wo die lebendig gewordene Vergangenheit auf die aktuelle Gegenwart treffe, komme es zu Momenten der „Überzeitlichkeit“, wo das Empfinden von Glück einem Heraustreten aus der expliziten Zeit in eine neue Gegenwart gleichkomme. Es benötige also geradezu der Erinnerung an Vergangenes: Nur in der Integration der eigenen Geschichte zu einem sinnvollen Ganzen könnten mehr als bloß punktuelle, geschichtslose Glücksmomente, nämlich tiefes, erschöpfendes Glück, erlebt werden.

Unserem Glückserleben sei die heutige Gesellschaft allerdings nicht dienlich. In der Geschwindigkeit der Daten, Bilder und Finanzströme spiegele sich die moderne Getriebenheit wider, in der die Gegenwart nicht genüge, sondern nur aufzeige was uns noch fehlt. Das Glück selbst werde heute durch die Jagd nach ihm ersetzt, und liege nunmehr in der Hoffnung, in den unbegrenzten Möglichkeiten: The Pursuit of Happiness - das höchste Glück als ein Auf-der-Suche-Sein? Diese Einstellung zum Glück erfordere immer stärkere Ungebundenheit: die Angst vor Einschränkungen durch Verpflichtungen für andere, die uns Zeit für das in der Zukunft liegende Glück zu rauben scheinen, beraubt uns in Wirklichkeit der Zeit mit und für andere Menschen. Letztlich betrüge

Kurzkommentare zu Hausabenden

uns die Hoffnung auf Glück in der Zukunft um das Leben in der Gegenwart und das allgegenwärtige Glück. Denn wo wir glaubten Erfahrungen des Glücks aktiv aufsuchen und beschwören zu müssen, lebten wir in einer Parallelzeit, schafften wir uns eine Wirklichkeit, die „direkt vor unseren Augen und doch hinter einem Schleier“ stünde, mahnte Fuchs. Dabei vergäßen wir eines: „Das Glück ist sowieso schon immer bei uns - wir müssen es nur wahrnehmen.“



Frömmigkeit und Kultur in Südkorea, 21.5.2013

Jan Hanke

An diesem Abend sprachen Kangwon Lee und Myoungchul You zwei, im ökumenischen Wohnheim lebende Koreaner, über den Einfluss des Christentums auf die koreanische Geschichte und seine Kultur.

Das katholische Christentum gab es bereits im 16. Jahrhundert in Korea, während der Protestantismus erstmals 200 Jahre später, Ende des 18. Jahrhunderts auftrat.

Eine große Schwierigkeit der damaligen ersten Missionare, die aus England, den USA, Deutschland usw. kamen, stellte die stark konfuzianisch geprägte Gesellschaft dar. Die Verehrung der Ahnen war den Einwohnern der koreanischen Dynastie seit jeher einverleibt und stand als Kontrastprogramm dem christlichen Gebot „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ gegenüber.

Die koreanische Dynastie wurde im 15. Jahrhundert gegründet, war aber sehr schwach geworden und wurde von den japanischen, russischen und chinesischen Dynastien ge-

gen Ende des 19. Jahrhunderts angegriffen, was es Korea erschwerte, seine Unabhängigkeit zu bewahren.

So haben sich damals viele Missionare für diese Unabhängigkeit eingesetzt, indem sie diplomatisch wirkten und Schulen, Universitäten und moderne Krankenhäuser gründeten.

Durch die Bildung interessierten sich viele Gelehrte für das Christentum und richteten sich schließlich auch danach aus und studierten die Bibel. Viele Kirchengründungen waren die Folge.

Zwischen 1950 und 1953 tobte dann der Koreanische Krieg und ließ ein bettelarmes, wirtschaftsloses Korea zurück.

Dies ermöglichte es jedoch vielen Pfarrern, mit dem Evangelium neue Hoffnung in die Herzen der Menschen zu pflanzen. In jener Zeit kamen etliche Koreaner zum Glauben und begannen zu beten.

Von 1962 dann bis 1979 stand Korea unter der Militärregierung von Park Cheung Hee. Zur Rechtfertigung seiner Diktatur gab er als Ziel eine starke ökonomische Entwicklung Koreas während seiner Amtszeit an. Dieses Ziel hat er zwar wohl erreicht, aber nur um den Preis der koreanischen Demokratie, die er rigoros unterdrückte, was zwischen 1970 und ca. 1990 zur Bewegung für Demokratie vieler Pfarrer führte. So blieb Hees Ansehen bis heute umstritten.

In eben dieser Zeit tritt die sehr berühmte Minjung-Theologie auf. Die Motive dieser Theologie sind das Ereignis des Exodus, der die Befreiung von Unterdrückung symbolisiert.

Minjung heißt auf deutsch Volksmasse. Minjung, also die Volksmasse ist der Leiter der Geschichte. Die Minjung-Theologie fordert die Beseitigung der heutigen sozialen Missstände und will die Verbesserung der sozialen Verhältnisse durch den Beitrag jedes einzelnen Individuums. Daher war für diese Theologie eine demokratische Bewegung, der Einsatz für die Arbeiter, sie aus der kapitalistischen Unterdrückung zu befreien, sowie die Befreiung des ausländischen Einflusses (vor allem der USA) von zentraler Bedeutung.

Ab 1990 war die Militärregierung zu Ende und Korea wurde demokratisiert und gewann an Reichtum, aber von da an hat sich das Problem der ungerechten Verteilung des Reichtums als sozialer Missstand hervor getan.

Auch im Kampf gegen dieses soziale Problem, das bis heute in Korea besteht, ist die Minjung-Theologie vertreten.

Heute besteht vor allem das Problem, dass viele dogmatisch und moralisch falsche Kirchen in Korea auftauchen, die das Ansehen der gesamten Kirchenlandschaft in Korea beschmutzen. Als Folge hat die Minjung-Theologie auch ihren sozialen Einfluss verloren und so drängen viele der gläubigen Christen in Korea heute auf eine moralische Reformation.

Burnout, 28.5.2013

Leonard Ernst

Im Prinzip waren sich nach diesem Dienstag alle einig, dass es ein sehr gelungener Abend war. Er wurde wie üblich um 7 Uhr mit einer Andacht begonnen, die dieses Mal von Max Noak gestaltet wurde, der seine Erfahrungen mit einigen neuen Methoden von dem letzten Kirchentag in die Praxis umsetzte.

Anschließend wurde wie üblich gegessen; es gab Pasta mit Salat, gekocht von einem echten Italiener. Dieses Abendessen in Kombination mit der Tatsache, dass zum ersten Mal draußen gegessen wurde (an dem ersten schönen Tag seit Wochen), führte zu einer sehr guten Atmosphäre.

Als nächstes folgte eine sehr interessante Präsentation zum Thema Burnout, gehalten von der Psychologin Dr. Brigitte Schlehofer. Es wurde schon zu Beginn deutlich, dass dieser Begriff durchaus nicht einfach zu definieren ist, indem gezeigt wurde, dass dieses Thema und diese „Volkskrankheit“ noch kein Jahrzehnt in seiner jetzigen Form existiert und oft nicht einfach zu diagnostizieren ist, da ein Syndrom aus vielen unterschiedlichen Eigenschaften besteht, wie uns erläutert wurde. Diese Eigenschaften wurden im nächsten Schritt erklärt; es wurde deutlich, dass Burnout sowohl geistige als auch körperliche Krankheiten verursacht. Außerdem könne er sich in verschiedenen Stufen und verschiedenen Symptomen manifestieren, aber der Ausgangspunkt sei immer Leistungsdruck. Das wirklich Besondere an dem Abend war aber die Tatsache, dass die Präsentation uns Zuhörer selbst unmittelbar betraf, weil dieses Thema und die besondere Art von Frau Schlehofer dazu führten, dass jeder letztlich versuchte, mehr über sich selbst zu erfahren, was eine besonders angeregte Diskussion zur Folge hatte.

Alles in allem blieb uns dieser Abend in sehr guter Erinnerung, und mit Sicherheit hat jeder von uns davon profitiert; die Qualität des Nachtschiffs stand übrigens der des Abendessens um nichts nach.

Japan – Schulsystem und Sozialstruktur der Jugend, 18.6.2013

Leonard Ernst

An diesem Dienstag war der bisher wärmste Tag, was für Heidelberg im Juni einiges zu heißen hat. Demzufolge konnte man ab 7 Uhr abends an die 30 leicht verschwitzte Menschen im Garten beobachten, die zuerst eine Andacht abhielten und sich anschließend über ein ziemlich opulentes russisches Abendessen hermachten (welches aus verschiedenen Salaten und einer kalten Suppe bestand; also der Temperatur optimal angepasst).

Nach dem Essen hielten Masahiro (eigentlich nur bekannt als Tamasa) und Toshy eine Präsentation über Japan. Also zumindest war Japan als Thema vorgegeben; da das aber

noch reichlich Spielraum zur Interpretation lies, entschieden sich die beiden, sich in erster Linie auf das Schulsystem und die soziale Struktur der jüngeren japanischen Bevölkerung zu fokussieren.

Es war interessant zu sehen, dass das japanische Bildungssystem weniger auf regelmäßigen Klausuren besteht, sondern mehr auf einjährigen Abschlussprüfungen und dass fast der ganze Jahrgang nach der Schule das College besucht. Noch etwas interessanter waren allerdings die persönlichen Anekdoten von Tamasa, der über eine sehr hierarchische Sozialstruktur beim Fußball berichtete, und Toshy, der zum Beispiel einige Zeit über seine Erfahrungen als Dozent an der Frauenuniversität Kyoto referierte.

Adoption aus der Perspektive der gefundenen Fühse, 25.6.2013

Judith Raisch

Ein blondes europäisches Paar im Glück mit ihrem kleinen Baby aus Schwarzafrika strahlt uns in Fernsehreportagen entgegen. Die Zeitschriften zielt Promipaar Brangelina mit ihren Kindern aus nahezu allen Kontinenten der Erde. Die Medien lieben Adoptions-Stories, zeichnen ein unweigerliches Happy End, das Ende aller Sorgen kinderloser Wunscheltern und elternloser Kinder. Die Adoption wird heute meistvorbehaltlos befürwortet, als goldener Weg aus der Abtreibung, als Optimallösung für die junge, unfreiwillige Mutter, für hunderte Paare mit unerfülltem Kinderwunsch und besonders für das sonst ewige Pflege- und Heimkind.

So fasste Ex-Öki Katharina M., selbst Adoptierte, in ihrem Vortrag „Adoption aus der Perspektive der gefundenen Fühse“ an diesem Hausabend das medienwirksame Imagebild der Adoption zusammen.

Dabei ist die Adoption keineswegs ein neues Phänomen unserer modernen Gesellschaft, sondern hegt eine Jahrtausende alte Tradition. Bereits in der Antike war die Adoption als Rechtsakt anerkannt, der Adoptivkinder rechtlich mit leiblichen Kindern gleichsetzte. Unzählige politische Adoptionen waren gang und gäbe im Machtkampf der römischen Politik. Ein weniger pragmatisches Bild der Adoption zeichnen biblische Texte, in welchen der ausgesetzte Moses in seinem Weidenkörbchen am Ufer des Nil antreibt und aufgenommen wird. Selbst Jesus mag wohl als der „Prototyp eines Adoptivkindes“ gelten, wie Katharina zwinkernd anmerkt. Und tatsächlich: Schon als Kind sucht Jesus aktiv die Nähe seines himmlischen Vaters, muss sich vor seinen irdischen Eltern für sein Verhalten erklären und um Verständnis buhlen.

Die Verständigung über die Adoptionsproblematik ist noch heute in den meisten Familien ein heikles Thema. Schwierigkeiten bereiten die unterschiedlichen Emotionen, Wünsche und Ängste der Kinder und Eltern. Wie schwer, gar unmöglich die Kommunikation in diesem Bereich oft ist, ließ Katharina die Ökis an eigenem Leibe erfahren. Ohne weitere Erklärung wurden die Bewohner in zwei Parteien mit festgelegten Rollen

eingeteilt. Um einen zum Ziel gesetzten Handel abzuschließen, waren jeder Gruppe jeweils unterschiedliche Kommunikations- und Verhaltensregeln und zu akzeptierende Voraussetzungen vorgeschrieben, die den Regeln des Handelspartners widersprachen. Könnten diese dem jeweiligen Gegenüber verständlich gemacht werden, wären die Differenzen zwar überbrückbar. Jedoch konnte sich keine der Parteien, reduziert auf „Gaga-Laute“, verbal klar mitteilen. In einem heillosen Gewusel rannte so eine Partei vor der anderen davon, verstand niemand das Verhalten des Anderen und kam kein Handel zustande. Bedürfnisse, Voraussetzungen und Vorstellungen der jeweiligen Partei konnten einander einfach nicht verständlich gemacht werden. Es resultierten Verwirrung, Frustration und Unverständnis. Dies sei Alltag vieler Adoptiv-Familien.

Katharina spricht dabei aus Erfahrung, geht offen mit ihrer Geschichte um. In einer Lebensphase, in der jeden Jugendlichen Fragen nach der eigenen Persönlichkeit und Identität plagten, schickte das „Wer bin ich?“ sie auf die Suche nach ihren leiblichen Eltern. Kein leichtes Unterfangen: Während bei Inkognitoadoptionen der 50er Jahre jede Rückverfolgung gänzlich unmöglich ist, können auch heute dem Amt solche Informationen nur durch Beharrlichkeit, Kniffe und mit Glück entlockt werden.

Alleingeblichen mit ihren Enttäuschungen, Konflikten, Ängsten, Unsicherheiten um ihre Herkunft, schlicht Problemen mit ihrer Adoption, ist Katharina nicht geblieben. Auf eine Zeitungsanzeige, die schlicht „Findefüchse gesucht“ lautete, meldeten sich eine Handvoll adoptierter Kinder. Sie hatten die Anspielung auf den „Findefuchs“, eine beliebte Fabel zur Aufklärung und Hinführung der Adoptivkinder an das Thema ihrer Adoption, verstanden. Die Gruppe teilte ihre Sorgen, Entwurzelungsgefühle, ihre Suche nach der wahren Identität unter- und miteinander und schließlich in ihren selbstverfassten Texten auch mit den Bewohnern. Die Adoptionsproblematik und die Schwierigkeiten dieser „Findefüchse“ wurden in den ehrlichen Texten real, in der gemeinsamen Besprechung nachvollziehbarer.

So machte Katharina nochmals nachdrücklich auf die Schattenseiten der Adoption aufmerksam. Dabei machte sie deutlich, dass die Adoption und ihre Folgen für adoptierte Kinder heutzutage generell zu positiv betrachtet werde. Sie selbst wirbt für ein realistischeres Bild, weg von der Behandlung der Adoption als den goldenen Weg. Laufen Adoptionen nicht zu schnell ab? Sollte der Mutter, die ihr Kind vorschnell zur Adoption freigab, nicht die Chance geben werden, ihr Kind wieder anzunehmen? Kann eben diese Frau mit der richtigen Beratung und guter Unterstützung nicht doch auch eine gute Mutter sein, und geschähe das nicht zum eigentlichen Wohle der Kinder?

Gedächtnistraining, 8.7.2013

Judith Raisch

„Lampe, Rose, Bügeleisen, Zaun, Hausschuh, Steckdose ...“ Konzentriert starren 27 Augenpaare eine Minute lang auf die buntgewürfelte Wortliste, die Dr. Carina Vogel vom

Career Service Uni Heidelberg in der Wohnheimkapelle an die Wand projiziert hat. Die letzten Sekunden verstreichen, die Liste verschwindet und nun heißt es: Graue Zellen anstrengen! Wer erinnert die meisten Worte – und mit welcher Strategie?

Passend zur allmählich anlaufenden Prüfungsphase vieler Bewohner, steht dieser Hausabend im Zeichen des Gedächtnisses und Gedächtnistrainings. Wo unfassbare Datenmengen in kurzer Zeit in unser Gehirn manövriert werden und aus dem Stegreif abgerufen und auf das Papier gebracht werden müssen, sind Tipps und Strategien zum leichteren und effizienten Auswendiglernen und Behalten ein wertvolles Gut.

„Ich habe das über den Klang der Worte gemacht, völlig auditiv.“ – „Über Bilder, die ich besser im Gedächtnis behalte als bloße Worte.“ – „Der Trick ist, eine Geschichte um die Worte zu spinnen“, meinen Bewohner, die beim eingehenden Gedächtnistest ganz gut abgeschnitten haben. „Gar nicht schlecht“, findet Dr. Vogel und erkennt hier schon erfolgsversprechende Strategien der Gedächtnisprofis wieder. Bevor allerdings deren Tipps und Tricks verraten werden, sollte erst einmal ein Einblick in die Gedächtnisforschung gegeben werden.

Das prominente 3-Speichermodell des Gedächtnisses unterscheidet zwischen dem sensorischen, dem Kurzzeit- sowie dem Langzeitgedächtnis. Das sensorische Gedächtnis ist uns unbewusst und nimmt für nur winzige Bruchteile einer Sekunde unbeschreiblich große Informationsmengen in Form von Umweltreizen auf. Was von Interesse ist landet im Kurzzeitgedächtnis. Dieses Kurzzeit- oder Arbeitsgedächtnis nutzen wir etwa um eben nachgeschlagene Telefonnummern einzutippen, die wir nach wenigen Sekunden wieder vergessen. Durch Wiederholung, etwa bei der Nummer eines guten Freundes, gelangt diese Information ins Langzeitgedächtnis – einem Gedächtnis ohne zeitliche Kapazitätsbeschränkung.

Bedeutet dies, dass das Gelernte nie wieder vergessen wird? So einfach ist es nicht, denn viele Informationen im Langzeitgedächtnis sind dazu auf aktive Wiederholung angewiesen. Der frühe Gedächtnisforscher Ebbinghaus entdeckte bereits im 19. Jahrhundert, dass nur durch aktive und sequentielle Wiederholung des Lernstoffes dem Vergessen entgegengewirkt werden kann. Dass Vergessen jedoch auch seinen Sinn hat, betont die Referentin ebenfalls. Die Fähigkeit zu Vergessen sei enorm wichtig zum Erhalt der seelischen Gesundheit, man denke an traumatische Ereignisse, Belastungen, Schuldgefühle oder schlicht Kapazitäten für neue Erfahrungen und Lerninhalte.

Wer trotzdem nicht vergessen möchte, für den hat Dr. Carina Vogel ein paar Tipps. Neben regelmäßigem Wiederholen, kann durch das Einbetten ähnlichen Lernstoffes in unterschiedliche Kontexte dem sich gegenseitigen Hemmen ähnlicher Inhalte vorgebeugt werden. Da unser Gedächtnis sehr kontextabhängig arbeitet kann es zudem helfen, sich beim Lernen den Prüfungsraum vorzustellen, um später dort den Abruf zu erleichtern. Während intensiver Lernphasen sollte besonders auf Alkohol- und Drogenkonsum verzichtet werden, da dieser, ebenso wie Stress, Blockierungen von Enkodier- und Abrufprozessen verursachen können.

Kurzkommentare zu Hausabenden

Zuletzt enthüllt Dr. Vogel den Blick in die Karten der Gedächtniskünstler, und der Raum ist voll mit übenden Bewohnern. Sie laufen mentale Wege ab, wobei sie Informationen an verschiedene Orte heften, ordnen Zahlen Symbolen zu, aus welchen sie Geschichten bilden, oder versuchen sich an einem Zuordnungssystem von Zahlen zu Buchstaben. Wer letztlich ein wirklicher Gedächtniskünstler werden möchte, dem seien, mit ein wenig Zeit zu deren Aneignung, die ausgeklügelten Strategien der Profis hiermit wärmstens empfohlen.



Im Treppenhaus im Sommer-Semester 2013

Hinten, v.l.: Judit Feser, Leyanna Aji, Elisabeth Rauh, Judith Raisch, Robert Walecki
Kangwon Lee, Samuel Miško

Treppe vorn: Jacqueline Purification, Cheryl Sultan, Verena Schmieder, Laura Dittrich
Anna-Lena Walker, Dorothee Linkmann, Amelia Zhang, Lu Pei, Monica Tuleda, Nadia Smirnov

Unten: Masahiro Kubota, David Vogel, Leonard Ernst, Max Noak, Tobias Löffler
Emanuele Castelli, Familie Kliesch

Studienfahrt 2013 nach Lübeck

Leonard Ernst

In der Regel müsste ein solcher Bericht mit dem Anfang der Studienreise, also das Ök 3,5 Stunden nach Mitternacht, beginnen; aber leider war der Verfasser dieses Textes (wie die meisten anderen wohl auch) zu müde, um im Nachhinein wirkliche Details schildern zu können. Wir gehen jetzt hier aber einfach mal davon aus, dass der Prozess des Aufstehens, Wiedereinschlafens, Nochmalaufstehens, das Treffen im Erdgeschoss, das Beladen des Busses und das Anfangsgebet relativ reibungslos verliefen.

Die Busfahrt selbst blieb in guter Erinnerung: In der ersten Hälfte wurde der unterbrochene Schlaf nachgeholt und nach einer Pause an einer Raststätte waren endlich mehr oder weniger alle wach. Anschließend schauten wir während der Weiterfahrt sozusagen zur Einstimmung den Film „Buddenbrooks“, sodass auch alle von uns, die noch nicht in Lübeck waren, schon vor der Ankunft ein ziemlich genaues Bild der Stadt vor Augen hatten.



Nach der Ankunft hatten wir noch etwas Zeit, unser Hotel zu betreten, die Zimmer in Beschlag zu nehmen und uns kurz auszuruhen. Was danach kam, wird sich jeder Leser



jetzt vermutlich sofort denken können; wir machten uns bereit für eine nachmittägliche Stadtführung unter der kompetenten Leitung von Herrn Dr. Dorn, dem Vater einer Ehemaligen. Im Laufe der Führung erzählte er uns viele interessante Details über Gebäude und Geschichte der Stadt, welche ich hier gar nicht alle wiedergeben kann, aber jedem fiel auf, dass sich offenbar in der Zeit von „Buddenbrooks“ bis heute zwischen Holstentor und Kanaltrave nicht besonders viel verändert hatte.

Gegen Ende der Führung besuchten wir die reformierte Kirche der Stadt, was für uns, da die meisten noch nie eine solche Kirche betreten hatten, auf jeden Fall ein Gewinn war.

Besonders auffällig waren das Fehlen eines Kreuzes und die klassische Bauweise des Gebäudes. Ebenso wurden uns die Bibliothek (enthielt einige Kostbarkeiten aus den letzten Jahrhunderten), der Weinkeller (typisch für Lübeck) und, auf freiwilliger Basis, noch der Dachboden gezeigt (architektonisch interessant und schöner Blick über die Altstadt), womit die Führung dann auch beendet war (hier nochmal einen sehr herzlichen Dank an Selma und Herr Dorn).

Spätestens jetzt hatten auch alle ziemlichen Hunger, aber zum Glück war der nächste Programmpunkt das Abendessen in einem griechischen Restaurant, wobei hier lediglich zu erwähnen ist, dass das Essen keine Enttäuschung war und sich auch wegen der schierer Gruppengröße einige Stunden hinzog. Der Abend wurde uns zur freien Gestaltung überlassen, daher erkundeten wir in Kleingruppen, was die Altstadt für Studenten sonst noch so zu bieten hatte.

Am nächsten Morgen dann gingen wir nach einem gemütlichen Frühstück direkt zum Buddenbrookhaus, wo wir den gesamten Mittag zubrachten. Der Roman selbst war (wie man vielleicht denken könnte) nicht das zentrale Thema dieser Ausstellung, sondern vielmehr das Leben der Familie Mann über drei Generationen hinweg. Es war beeindruckend, anhand der Einzelschicksale in dieser Familie die Geschichte des späten 19. sowie des 20. Jahrhunderts sozusagen exemplarisch nachvollziehen zu können.

Der Nachmittag wurde uns wieder zur freien Gestaltung überlassen. Jede Kleingruppe hatte zwar unterschiedliche Präferenzen, aber die wichtigsten Stationen waren unter anderem auf jeden Fall das Marzipan- sowie das Holstentormuseum, diverse Kirchen, v. a. die Marienkirche (Lübeck hat mit mindestens neun Kirchen auf einer Fläche in etwa der Größe des Neuenheimer Feldes – eine beachtliche Kirchendichte), die Sonnenbänke am Holsteinhafen und verschiedene Cafés.



stehende Reihe v.l.: Fabian Kliesch, Myoungchul You, Kangwon Lee, Samuel Misko, Dorothea Linkmann, Elisabeth Rauh, Katharina Simunovic, Lu Pei, Max Noak, Robert Walecki, Emanuele Castelli, Tobias Löffler, Andreas Kersting, Anna-Lena Walker, David Vogel, Leonard Ernst, Hiroko Yamayoshi, Nadja Smirnow, Cheryl Sultan, Jaqueline Purification.
sitzende Reihe v.l.: Masahiro Kubota, Judit Feser, Verena Schmieder, Katrin Kliesch mit Jonathan und Rebekka, Judith Raisch, Laura Dittrich.

Gegen Abend schließlich besuchten wir ein Konzert der Lübecker Bigband und verschiedenen Solisten. Insbesondere auf Grund der Tatsache, dass die Erwartungen ver-

gleichsweise niedrig waren (die Phrase „alle Größen des Lübecker Jazz-Genres“ wurde mit ziemlich viel Humor aufgenommen), waren wir spätestens zehn Minuten nach Konzertbeginn von der Qualität der gebotenen Musik beeindruckt, was auch der Grund war, weshalb viele von uns auch nach offiziellem Ende noch der anschließenden Jam-Session beiwohnten. Später dann konnten wir über den weiteren Verlauf des Abends selber entscheiden; es verlief eigentlich genauso wie am Abend zuvor.

Den nächsten Tag schließlich verbrachten wir zum größten Teil in Travemünde. Wir fuhren schon gegen halb elf mit dem Zug dorthin uns waren spätestens eine Stunde später auch schon am Strand. Eigentlich war geplant, nachmittags wieder zurückzukehren und einen Gottesdienst zu besuchen, da aber das Wetter für einen Tag am Strand absolut perfekt war, zogen es alle vor, bis zum Abend dort zu bleiben. Einige Höhepunkte waren z. B. ein Fußballspiel auch mit Studienleiter Fabian, der Leuchtturm, die Fischbrötchen, ein Volleyballspiel, diverse Strandspaziergänge und natürlich das Meer (auch wenn sich das wegen der Temperatur nur manche trauten).

Gegen Abend fuhren wir zurück nach Lübeck und aßen bei einem Italiener zu Abend (mit dem Essen war jeder mehr als zufrieden). Im Anschluss war es auch schon wieder soweit, die Koffer zu packen und etwas Verpflegung für die Heimreise zu kaufen. Gegen 10 Uhr abends bestiegen wir schließlich den Bus und fuhren bis etwa 7 Uhr morgens zurück. Über die Fahrt gibt es wieder nicht viel zu berichten; es war allerdings erfreulich zu sehen, dass es in Heidelberg (im Gegensatz zu Lübeck) nur geregnet und der Neckar Hochwasser hatte. Nach der Ankunft nahmen alle ihr Gepäck und gingen unisono auf ihr jeweiliges Zimmer und schliefen noch ungefähr 4 Stunden weiter, womit die schöne, aber auch anstrengende Studienfahrt zu ihrem Ende kam.



Jonathan und Rebekka vor der Marienkirche in Lübeck

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Sommersemester 2013				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Aji, Leyanna	Indien	Intern. Health	syr.-orth.
2	Bläse, Richard	Deutschland	Psych./Phil.	evangelisch
3	Castelli, Emanuele	Italien	Postdoc Altphil.	röm.-kath.
4	Dittrich, Laura Sophia	Deutschland	LA Grundschule	evangelisch
5	Ernst, Leonard	Deutschland	Molek. Biotech.	evangelisch
6	Feser, Judit	Deutschland	Deutsch/Ev. Theol.	evangelisch
7	Hanke, Jan	Deutschland	Germ./Musikwiss.	evangelisch
8	Kersting, Andreas	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
9	Kubota, Masahiro	Japan	Christent. u. Kultur	o.K.
10	Lee, Kangwon	Südkorea	Ev. Theol./Prom.	evangelisch
11	Linkmann, Dorothea	Deutschland	LA Latein, Englisch	röm.-kath.
12	Löffler, Tobias	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
13	Lu, Pei	China	Jura/Prom.	o.K.
14	Miško, Samuel	Slowakei	Diakoniewiss.	evangelisch
15	Noak, Max	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
16	Purification, Jacqueline	Indien/Bengal.	American Studies	röm.-kath.
17	Raisch, Judith	Deutschland	Psychologie	röm.-kath.
18	Rauh, Elisabeth	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
19	Schmieder, Verena	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
20	Simunovic, Katharina	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
21	Smirnow, Nadja	Belarus	Osteu.-Stud./DaF	russ.-orth.
22	Sultan, Cheryl	Pakistan	Molekul. Biotech.	anglikanisch
23	Vogel, David	Deutschland	Physik	evangelisch
24	Walecki, Robert	Deutschl./Polen	Physik/Informatik	röm.-kath.
25	Walker, Anna-Lena	Deutschland	LA Theol., Deutsch	evangelisch
26	You, Myoungchul	Südkorea	Ev. Theol.	evangelisch

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Wintersemester 2013/14				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Beyer, Stefanie	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
2	Bläse, Richard	Deutschland	Psych./Phil.	evangelisch
3	Calin, Marius-Adrian	Rumänien	Theologie	rumän.-orth.
4	Castelli, Emanuele	Italien	Postdoc Altphil.	röm.-kath.
5	Cozlenco, Natalia	Deutschland	Osteu.-Stud./Ethn.	russ.-orth.
6	Dance, Caecilia Jane	GB/Deutschl.	Germanistik	röm.-kath.
7	Dittrich, Laura Sophia	Deutschland	LA Grundschule	evangelisch
8	Ernst, Leonard	Deutschland	Molek. Biotech.	evangelisch
9	Giagkou, Anastassia	Griechenland	Jura/Prom.	griech.-orth.
10	Hanke, Jan	Deutschland	Germ./Musikwiss.	evangelisch
11	Harke, Nils	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
12	Hempelmann, Michael	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
13	Kantzer, Han-luen	USA	Theologie	reformiert
14	Komeline, David	USA	Amerikanistik	reformiert
15	Krieg, Viviane-Sophie	Deutschland	Religionswiss.	evangelisch
16	Kubota, Masahiro	Japan	Christent. u. Kultur	o.k.
17	Lamparter, Marina	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
18	Lee, Kangwon	Südkorea	Ev. Theol./Prom.	evangelisch
19	Lorenz, Martin	Deutschland	Jura	evangelisch
20	Nagy, Eszter	Ungarn	Theologie	ev.-reformiert
21	Purification, Jacqueline	Indien/Bengal.	American Studies	röm.-kath.
22	Raisch, Judith	Deutschland	Psychologie	röm.-kath.
23	Rauh, Elisabeth	Deutschland	Ev. Theol..	evangelisch
24	Schmieder, Verena	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
25	Sultan, Cheryl	Pakistan	Molekul. Biotech.	anglikanisch
26	Wagner, Martijn	Deutschland	Ev. Theol.	evangelisch
27	Walecki, Robert	Deutschl./Polen	Physik/Informatik	röm.-kath.
28	Walker, Anna-Lena	Deutschland	LA Theol., Deutsch	evangelisch

Eröffnungswochenende Sommersemester 2013, 19.-21.4.

Judith Raisch

Ruhe liegt über dem Ök. Wer an jenem ersten Sonntag im neuen Semester durch die Flure des Wohnheims streunte, würde es kaum wiedererkennen. Das sonst geschäftige Treiben in der Etagenküche ist erlegen, Gemeinschaftsraum und große Küche sind blank- und (leer-) gefegt. Die Kühlschränke und Regale lassen jede Spur vergangener Semester vermissen und strahlen blendend in den geradezu steril ordentlich anmutenden Raum. In den Küchenregalen schmiegt sich Messer an Messer, Gabel an Gabel und kein Löffelchen verirrt sich mehr in fremde Gefilde. Wer eine Pfanne sucht, wird sie bei den Pfannen finden, Omatopf ruht auf Omatopf, säuberlich getrennt von den moderneren Metallmodellen. Würde man heute einen Kuchen backen wollen, man fände auf Anhieb beide Rührbesen nebst einer nach Größe und Beschichtungsart sortierten Auswahl an Backformen.



Das Ök und seine Bewohner erholen sich von den Folgen eines aufkratzenden Eröffnungswochenendes zum Sommersemester 2013, dessen sich überstürzende Ereignisse an einem Freitagabend ihren Lauf nahmen. Nachdem die, zumindest was die Neulinge angeht, noch ahnungs- und arglosen Ökis mit Pizzabrötchen geködert worden waren, waren sie gezwungen, ihre in kunstvoller Kleinarbeit geschaffene, intuitive Ordnung

Aktivitäten im Heim

der Küche, des Gartens, des Schuppens, des ganzen Hauses in stundenlanger Arbeit minutiös und gründlich zu zerstören. Das liebevoll großgezogene Chaos, Arbeit des gesamten vergangenen Semesters, wurde in einem gemeinsamen Kraftakt von Grund auf eliminiert und durch eine zwar nunmehr weniger persönliche, so doch dem Suchenden segensvolle Ordnung und Sauberkeit ersetzt. Am Ende jenes schweißtreibenden Abendeinsatzes waren die ersten Bande zwischen Alt- und Neuöki geknüpft und die Einsatzteams kamen in einer fröhlichen Runde zusammen, um im Hof am Lagerfeuer, bei Getränken und Keksen den gemeinsamen Erfolg zu feiern, Gott und die Welt zu besingen.



Im Schläfe von der vorausgegangenen Nacht erholt, trudelte Samstagfrüh Öki für Öki, frisch aus dem Bett gestiegen, zum gemeinsamen Frühstück ein. Nach und nach wichen Geplapper und angeregte Privatgespräche Einsatzbesprechungen, die Höherem dienen: Der Garten des Wohnheims stöhnte unüberhörbar unter der unkrautig wuchernden Last frischgesprossener und alteingesessener Kraut- und Buscharten. Studienleiter Fabian Kliesch, seines Zeichens Gartenplaner und Visionär, motiviert Studenten und Doktoranden zu erfüllender körperlicher Arbeit, die bald und sichtbar Früchte tragen würde. Oder besser gesagt Gemüse: In den nunmehr befreiten Beeten und Topfen würde die Gemüsesaat bald sprießen, wachsen und gedeihen. Auch weniger Geduldige konnten sich noch am selben Nachmittag der frischgepflanzten, zarten Pflänzchen Blüten erfreuen.

Nach so viel frischentdeckter und neugeschaffener Ästhetik mit kunstvollen Farben und sorgsam ausgesuchten Pflanzenkulturen, war der Durst der Ökis nach Kunst und

Kultur geweckt und geradezu unstillbar. Ein Segen für die nunmehr kulturdurstigen Seelen war da der gemeinsame Besuch der Museumsnacht in Mannheim. Die vom Planetarium aus in alle Himmelsrichtungen ausströmenden Ökis erfreuten sich an vielseitigen Angeboten von Musik über Lichtspektakel bis zu hitzig ausgetragenen Wortgefechten des Poetryslam.

Der Sonntagmorgen gestaltete sich beim Frühstück fröhlich und gesprächig. Geschichten und Erlebnissen des letzten Abends wurden ausgetauscht, wobei man sich gegenseitig versicherte, man selbst habe die beste Auswahl aus dem reichen Programm getroffen und die größten Highlights erlebt. Noch auf dem Weg zum Eröffnungsgottesdienst in der Peterskirche überbot man sich gegenseitig mit Erzählungen oder freute sich an dem gemeinsam Erlebten. Nach dem stimmungsvollen und eindrücklichen Gottesdienst mit gemeinsamem Abendmahl im großen Kreis um den Altar, schlenderten die Ökis gelöst und fröhlich zurück in ihr gemeinsames Wohnheim und ließen dort den Sonntag gemütlich ausklingen.

Wer an jenem ersten Sonntag im neuen Semester durch die Flure des Wohnheims streunte, würde ... die Gesichter, die ihm dort begegneten, wiedererkennen, nun einen Namen und eine Geschichte zu jedem kennen und sich auf ein gemeinsames Zusammenleben im kommenden Semester, mit vielen neuen Freundschaften und Erlebnissen freuen.

"Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden".

Ein Gottesdienst zur Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen am 03.11.2013:

Das ÖK feierte einen Gottesdienst in der Heidelberger Peterskirche anlässlich der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan / Südkorea. Der Gottesdienst wurde gestaltet von Bewohnern des Ökumenischen Wohnheims und der koreanischen Gemeinde aus Heidelberg-Kirchheim.



Vorstand

Dr. Heidrun Mader – *Vorsitzende*

Kastellweg 12
69120 Heidelberg
06221-7275084

heidrun.mader@wts.uni-heidelberg.de

Paul Swoboda – *Schriftführer*

Karlstr. 1a
69117 Heidelberg
0163-3095312

freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de

Dr. Fabian Kliesch – *Stellv. Vorsitzender*

Plankengasse 1-3
69117 Heidelberg
06221-543512

fabian.kliesch@oek.uni-heidelberg.de

Marlinang Lienhart – *Kassenführerin*

Rohrbacher Str. 44
69115 Heidelberg
06221-654354

Marlinang@web.de

Vier Bitten an alle Mitglieder!

1. Bitte überprüfen Sie die Angaben des Mitglieder-Verzeichnisses in der jetzigen Ausgabe der Oecumenica auf **Aktualität** und **Richtigkeit**. Sollten Änderungen nötig sein, teilen Sie diese bitte unserer Schriftführerin mit.

2. Überprüfen Sie bitte, ob nicht eine **Einzugsermächtigung** ihr Gedächtnis und ihre Arbeit erleichtern würde. Falls ja, geben Sie unserer Kassenführerin eine Einzugsermächtigung. – Vielen Dank! (Formular nächste Seite)

Wenn Sie selbst überweisen möchten, bitten wir darum, dass Sie einen **Dauerauftrag** bei Ihrer Bank einrichten. Das erleichtert Ihr Gedächtnis und die Kassenführerin bei der Überprüfung der Überweisung.

Für **Überweisungen** aus dem **Ausland**:

IBAN: DE63 6601 0075 0177 6227 50 oder BIC: PBNKDEFF

Gläubigeridentifikationsnummer: DE61OEK00000820849

3. Sollten **Änderungen** nötig sein, teilen Sie diese bitte mit:

Per E-Mail an: freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de - oder schriftlich an:

Freundeskreis des Ökumenisches Institut und Wohnheims, Plankengasse 1-3,
69117 Heidelberg

4. **Spenden** sind immer willkommen und werden dringend benötigt. Das Spendenkonto lautet 177 622-750 bei der Postbank Karlsruhe BLZ 660 100 75. - BIC PBNKDEFF – IBAN DE63660100750177622750. Wir bedanken uns!

Collegium Oecumenicum
Freundeskreis des Ökumenischen Instituts
und Wohnheims für Studierende
der Universität Heidelberg e.V.

Beitrittserklärung / Einzugsermächtigung

Ich erkläre mich mit den Zielen des Vereins einverstanden und trete dem Verein bei. Ich bitte, den Mitgliedsbeitrag bis auf Widerruf von meinem Konto einzuziehen. Als Jahresbeitrag soll gelten: 13 € für Studierende; 30 €, 40 €, 50 € oder _____ € (bitte unterstreichen oder anderweitig kenntlich machen).

Die Vereinszeitschrift *Oecumenica* möchte ich digital über die unten stehende E-Mail-Adresse / als gedrucktes Heft beziehen. (Bitte nicht Zutreffendes streichen.)

Name: _____

Straße, Hausnr.: _____

PLZ/Ort/Land: _____

E-Mail: _____

Tel.: _____

Studienfach, Beruf: _____

Wohnzeit im Heim: _____

Konto-Nr.: _____ BLZ: _____

Geldinstitut: _____

IBAN: _____ BIC: _____

Teilen Sie uns Änderungen Ihrer Bankverbindung bitte mit, da sonst unnötige Gebühren anfallen. Es besteht für das kontoführende Geldinstitut keine Verpflichtung zur Einlösung.

Ort, Datum _____ Unterschrift: _____

Bitte an die Kassenführerin per Post oder E-Mail senden (Adresse vorherige Seite).